

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Das bayerische Hochland

Steub, Ludwig

München, 1860

Westerland. Zwischen Isar und Lech

Westerland.

Zwischen Isar und Lech.

Das Westerlant befahren wir in drei neben einander laufenden Richtungen, deren Endpunkte Wittenwald, Partenkirchen und Hohenschwangau sind. Die ersten beiden gehen in Starnberg auseinander und es zieht dann die eine über Benedictbeuern, die andre über Weilheim dem Gebirge zu. Der dritte Zug beginnt zu Burstenfeldbruck und verfolgt über den Ammersee und den Reichenberg die gleiche südliche Richtung.

Starnberg und der See. Benedictbeuern und die Nachbarschaft. Mittenwald.

Man geht nicht mehr nach Starnberg, man fährt nicht mehr im Stellwagen dahin, man schwebt jetzt nur noch auf der Eisenbahn an den auserlesenen Ort, der so lange Zeit der Münchner liebste und edelste Sonntagslust gewesen. Chiemals fanden sich Naturfreunde, welche das Thal der Würm von Pasing nach Starnberg oder umgekehrt, obgleich es fast vier Stunden lang, jeden Sommer etlichemale durchpilgerten, auch etwas von seinen Reizen zu erzählen wußten, — jetzt sind sie alle dahin, längst verloren in der zweiten oder meistens in der dritten Klasse des Zugs. Der Flug desselben ist aber so rasch, daß wir nur einzelne Gegenstände heranziehen können, wie z. B. Planegg, Landhaus des Herrn Hofbanquier von Hirsch und die gegenüber liegende Mariä Eich.

Eine heilige Eiche stand hier schon lange und trug ein Marienbild, zu dem die Pilger betend wallfahreteten. Einmal aber ritt ein Kurfürst auf die Jagd und trieb einen Hirschen auf, der mit Klüdengebell und Hifthörnern weithin durch den Wald verfolgt wurde, bis er den Schatten der heiligen Eiche erreicht hatte. Dort

aber wandte er sich milde gegen die verfolgenden Hunde um, welche ehrfurchtsvoll stille standen und sich zuletzt vor ihm beugten und niederlegten. Als der Kurfürst näher kam und den stillen Frieden um die Eiche her erstaunt gewahrte, wies ihm ein alter Jäger das alte Bild in dem Baume und jener befahl sofort, daß hier zu Ehren Mariä eine Kirche errichtet werde.

Auf diese Weise wäre es zugegangen, wenn wir einem Gedichte glauben wollten, welches Schöppner mittheilt. Nach andern Quellen aber habe der Schneidermeister Thalmaier zu Planegg um das Jahr 1712 einen Sohn Franciscus gehabt, welcher einem wandernden Bilderhändler um eine Landmünz ein Muttergottesbildlein abgekauft, hier in der Höhlung einer bemoosten Eiche aufgestellt und davor täglich seine Andacht verrichtet habe. Bald seien die Landleute seinem Beispiele gefolgt und so allmählig die Kirche und die Wallfahrt entstanden.

Gauting zeigt ein kleines Schlößchen, welches früher der Sitz eines Freiherrn von Hallberg war, der dann als Eremit von Gauting durch die Welt rannte. Es war ein origineller Kauz, der sehr weite Reisen, auch in den Orient, unternahm, eine lange, hagere, bärtige Figur, die durch Tracht und Aussehen allenthalben die Augen auf sich zog. Einige hielten ihn sogar für den ewigen Juden.

Nicht weit von Gauting im tiefen Thale liegt die Reismühle, in welcher nach der alten bayrischen Sage Kaiser Karl der Große geboren sein soll. Wir haben den Mythos schon in der Einleitung so breit erörtert, daß wir hier nicht weiter darauf zurückzukommen brauchen. Doch verdient Erwähnung, daß sich

bei der Meismühle auch der Karlsberg erhebt, eine schön bewaldete Höhe, auf welcher einst eine Burg gestanden. Die Grundmauern hat man noch in unsern Tagen ausgegraben und Hr. Custos Föringer darüber im Oberbayerischen Archiv zwei lesenswerthe Aufsätze niedergelegt. Nach ihm ist es nicht zu bezweifeln, daß hier einst eine römische Feste gestanden. Zu Aventins Zeiten ging die Sage, in den Tagen Pipins habe sich auf dieser Höhe eine Burg erhoben und in ihr sei der große Kaiser geboren worden. Hr. Custos Föringer hält dagegen für möglich, daß Kaiser Karl diese Burg erst erbaut und ihr seinen Namen beigelegt habe. Später, im zwölften Jahrhundert, findet sich ein ritterliches Geschlecht, das hier seinen Sitz hatte; aber im vierzehnten scheint die Burg verlassen worden und dann verkommen zu sein.

Mühlthal ist eine Station, wo Alles im Eisenbahnzug an die Wagenfenster eilt um in das reizende, von der Würm durchschlängelte Thälchen hinab und auf den herrlichen, „träumerisch wogenden“ Buchenwald, der weithin die Höhe bedeckt, hinüberzuschauen. In der Nähe liegt Petersbrunn, ein Bad, und Leutstetten, ein schönes Schloß. Bei diesem ist eine Kirche mit dem Bilde der drei Jungfrauen, welche keine andern sind als die drei Fräulein, von denen wir in der Einleitung ebenfalls gesprochen. Sie sollen einst auf dem Karlsberg gewohnt haben, jetzt aber in die Keller des Schlosses verwunschen sein. Das Bild hing früher in einer nunmehr weggerissenen Capelle, die ihnen geweiht war, und sind auf demselben auch die drei Namen eingeschrieben, nämlich St. Ainpel, St. Oberpel, St. Firpel. Sie sollen eigentlich, wie ich so eben in Mannhardts Götter-

welt der deutschen und nordischen Völker finde, richtiger Wilbet, Walbet und Minbet lauten und erklären sich dann althochdeutsch: Wilipeta, die Gutes anwünschende, Walpeta, die Krieg anwünschende, Minpeta, die Schrecken anwünschende.

Bald fahren wir nun in den Bahnhof zu Starnberg ein. Wir steigen aus und sehen mit großem Vergnügen und bei schönem Sonnenschein selbst nicht ohne Ueberraschung einerseits das freundliche Dorf, anderseits den See und das Gebirge vor uns liegen.

Es gibt einige alte Männer, welche es noch gut gedenken, wie das bayerische Hochland allmählig von München aus entdeckt wurde. Es ist eine Erfindung der neuern Zeit, draußen unter den Bauern oder gar am Fuße der Hochgebirge, in engen Alpenthälern, an Wasserfällen, in den Sennhütten, auf den Gletschern und über den Schneefeldern seine Erholung zu suchen, und der Ruhm der Alpenrosen ist noch kein Jahrhundert alt. Es ist ziemlich gewiß, daß die Sucht nach Naturgenüssen mit den Anfängen unserer Poesie im vorigen Jahrhundert zusammenhängt, als die Städter neugierig wurden und hinausgingen, um die Gegenstände einzusehen, welche die wunderlichen Poeten in solche Begeisterung versetzt.

„Dazumal,“ sagt Lentner, „wußten die Münchner nur, daß dort oben die blauen Kästen mit den rothen Blumen als Zeugnisse primitiver Kunst entstünden, die sie „Tölzerkästen“ nannten; daß von dorthier die Holzblöcke getriftet würden, welche den symbolisch gewordenen Namen „Tölzerprügel“ führen und jenes Bier Schwämme, das sie selbst dem ihrigen vorzogen, in der schattigen Vergessenheit am Grünen Baum.“ — Als aber jene

Begung einmal unwiderstehlich um sich griff, da war hier für diese Breiten ein sehr gelegener Ort. Die regierenden Herren hatten überdieß, ohne die Boeten abzuwarten, die Landlust schon vorlängst anticipirt, und Starnberg mit seinem Schlosse erlebte seine Zeiten, wo es ganz besonders ausgezeichnet und im Herrscherglanz hervorgehoben wurde. Namentlich war es viele Jahrzehnte hindurch der Hafentort einer kurfürstlichen Lustmarine. Lorenz Westenrieder, welcher, wie schon früher erwähnt, ein sehr angenehmes Büchlein über den See geschrieben, berichtet, wie zu seiner Zeit (1784) die Leute des Gestades noch immer „mit warmer Anzüglichkeit“ von dem Admiralschiff, dem Bucentaurus, sprachen. Man höre nicht ohne Rührung ihre Erzählungen, wie er in Mitte vieler andern Schiffe mit Segeln, vielfarbigen Wimpeln und Fahnen geziert, unter dem Getöse der Stücke oder den entzückenden Klängen der Flöten und Clavecinen und dem wiederhallenden Freudengeschrei unzähliger Zuschauer am Ufer stolz und erhaben daher prangte.

Seine Erbauung fällt ins Jahr 1662; venetianische Baumeister leiteten das Werk. Kurfürst war dazumal der friedliche Ferdinand Maria; seine Gemahlin die geistreiche, prachtliebende Adelheid von Savoyen. Was die Phantasie und der Geschmack damaliger Zeit Schönes und Prächtiges schaffen konnte, ward an dem hundert Fuß langen Fahrzeuge zur Schau gebracht. Gleich vom Wasser aus erblickte man rings um das Schiff den Tanz der Sirenen, Najaden und Tritonen. Am Vordertheil stand Neptun, am Hintertheil Minerva. Dort war auch eine Gallerie für Trompeter, Pauker und andere Musici. Sechzehn Feldstücke bewehrten den schwimmenden

Palast und verstanden ihre Donner bis an den Fuß der Alpen. Zwei Maste gaben Gelegenheit, günstigen Wind zu benützen und wenn dieser fehlte, bewegten hundert Schiffeleute die zierlich geschnitzten Ruder, welche vergoldet waren. Wenn der Bucentaur in See stach, so gab ihm ein zahlloses Geschwader anderer Schiffe und Rachen das Geleit. Darinnen saßen über tausend fröhliche Menschen, schöngeputzte Dienerschaft des Hofes und des hohen Adels, sowie Fischer und Landleute. All dieses Gefolge wurde dann auf offener See fürstlich gespeist. Mit solchen Ausfahrten war aber immer noch ein anderes Vergnügen, ein Bootrennen, ein Fischzug, eine Hirschjagd, eine Bauernhochzeit, Feuerwerk, Musik im Mondschein und dergleichen verbunden. So stand denn Alles im schönsten Flor — ein treffliches Beispiel, was der Wille eines Einzelnen voraus hat, da diese Hofmarine, die nur Ein fürstliches Haupt zu zerstreuen diente, so herrlich gedieh, während unsere Flotte, für welche das ganze deutsche Volk einst schwärmte, so jämmerlich verkam.

Nahezu ein Jahrhundert dauerte der Bucentaur. Bei Wening (1701) sieht man einen großen Kupferstich, der ihn und die ganze Flotte in vollen Segeln darstellt. Erst im Jahre 1759 schlug sein letztes Stündlein. Damals war es unvermeidlich, einen neuen Schiffsboden herzustellen, aber dieser Zeit schien der Aufwand schon zu groß. Es war doch immer nur „eine zu theuer bezahlte Staffage für den schlichten Hintergrund.“ So zerlegte man das ganze Werk und seitdem ist es spurlos verschwunden, bis auf eine der vielen Laternen, welche gerettet wurde und jetzt, von den wenigsten gewürdigt, vor dem Wirthshause zu Wangen hängt.

Von jenen Zeiten her war diesem Burgdorfe ein fröhlicher Name geblieben in den Ohren der Hauptstädter, und als nun die ersten Züge ins unbekannte Gebirge unternommen wurden, gingen die Entdeckungsreisenden vor allem gerne nach Starnberg, um sich dort zu jammeln und zu besinnen, wohin. Das alte Schloß, auf seiner Höhe, im Angesichte des Alpenkranzes, mit dem See unter sich, der wie ein breiter, blauer Finger bedeutsam aufwärts weist — es war der Berg, von dem sie das Land der Verheißung schauten, es diente ihnen als Warte, um den Strich sich anzusehen, den sie überziehen wollten, und dann wurde der schwanke Einbaum bestiegen, um oben in einer andern, erhabeneren Natur zu landen. Jetzt sind zwar noch viele Steige aufgefunden worden, die ins hohe Wunderland hinauf führen, aber die Vorliebe der städtischen Nachbarn zu dem schönen Seeegestade und das alte fröhliche Leben an seinen Ufern ist geblieben.

In neuerer Zeit, da die Eisenbahn des Tages sieben und achtmale hin- und hergeht, hat der Ort beträchtlich zugenommen. Der Willen werden jährlich mehrere und es erstehen nicht nur Landhäuser für einzelne stille Familien, sondern auch große Gebäude zur zimmerweisen Vermietung an die Fremden. Doch bleibt Starnberg hauptsächlich ein Sorgenfrei für die Münchner Beamten. Geschäftsleute, die in der Woche abgehalten, vergönnen ihren Familien diesen nahen Landgenuß und eilen dann an Sonn- und Feiertagen herbei, um wieder etliche Stunden mit den Ihrigen zu leben. Ein guter Münchner, der an solchen Tagen in den schattigen Garten bei Pellet tritt, kann meinen, er sei zu Hause geblieben, so bekannt sind ihm alle die Gäste.

Die Seebäder sind hier in starkem Betriebe und ganz lobenswerth eingerichtet. Eine reichliche Flotte ist auch zur Hand von allerlei kleinen Schifflein, auf denen sich zumal des Abends das junge Volk im See zu tummeln pflegt. Es gibt zu Starnberg nicht blos promovirte Steuermänner, sondern auch achtzehnjährige Steuermänninen von der zierlichsten Art, mit sehr feinen Händchen und großen lodernden Augen.

Zu den weiteren Umgebungen des Ortes gehört eigentlich der ganze See. Von den nächsten Schönheiten wollen wir nur die niedliche englische Anlage bei den sieben Quellen erwähnen und die herrliche Aussicht auf der Höhe, wo das Schloß steht.

An dieses knüpft sich auch die kurze Geschichte, welche Starnberg hat. Es blühte hier nämlich einst das Geschlecht der Starnberger, das aber nie zu besonderem Glanze kam. Unter Herzog Albrecht III. († 1460) hatten diese Herren ihr Schloßlein schon aufgegeben und lebten ärmlich, doch adelig, am Hofe zu München von einer Ritterpfünde. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatten sie aber sogar den Adelsstand verloren und mit Sigmund Starnberger, „Rathsbürger zu München“ scheinen sie erloschen zu sein.¹

Das jetzige Schloß, das früher viel fürstlichen Zuspruch fand, auch durch einen großen Banketsaal seine ehemalige Bedeutung nachweist, wurde von den Herzogen im sechzehnten Jahrhundert erbaut, auf der Stelle, wo das verlassene Schloßlein der Starnberger gestanden. Als aber der Bucentaur verendet hatte, legte sich der

¹ Nach Herrn Custos Föringers Schriften, die über den Starnberger See reiche Aufschlüsse geben.

Hof auf andere Liebhabereien und kehrte sich so wenig mehr an das alte Gebäude, welches so viele Freudentage gesehen, daß es im Anfang dieses Jahrhunderts ganz und gar aufgegeben und für die Behörden eingerichtet wurde.

Doch gehen wir hinunter an den See!

Seen gibt es viele in der Welt und manche sind hochberühmt wegen der Denkwürdigkeiten, welche eine wohlthollende, auch für spätere Hotelbesitzer und Lohnbediente sorgende Geschichte an ihren Gestaden niedergelegt hat. Am trasimenischen See besiegte Hannibal die Römer, der Bodensee mahnt an die Kirchenversammlung zu Costniz, und wer wollte erst alle die Erinnerungen aufzählen, die den Iemanischen Gewässern Bedeutung und Würde verleihen? Nicht dasselbe gilt von dem See zu Starnberg. Nichts Mächtiges, der Nachwelt Unbergeßliches hat sich je an seinen Ufern zgetragen; nur die Sage flötet leise eine große Geschichte (von Kaiser Karl), die aber niemand glauben will — nichts Gewisses wird verkündet, als daß sich in den friedlichen Schloßchen, die seine Gestade beleben, einst die Hörl, die Dichtl, die Barth, die Weiler, die Hörwarth, sowie andere Münchner Geschlechter ehrlich und christlich fortgepflanzt. — Und dennoch ist er werth, ja sehr werth, gesehen und besprochen zu werden, denn wie den Frauen, nach Anakreon, statt aller Schilde und Speere, die Natur nur Schönheit und damit genug gegeben, so ist es auch dem Starnberger See begegnet. Er ist nur schön, weiter nichts.

Stell' dich nur hin, du liebe, für alles Schöne empfängliche Seele, an seine unteren Gestade, da wo jetzt der Bahnhof steht — stell' dich nur hin und öffne

dein klares Auge und sieh hinauf über die himmelblaue Fläche! — Da erscheinen zehn, fünfzehn Schlösser am Ufer, die spiegelnd mit ihren Thürmen tief, tief hinunter stehen in die stillen Gewässer, da erblickt man die mystischen Schiffhütten, in denen so mancher Familienbucentaur schläft, da übersieht man auch die langen Reihen der Forste, die einen süß melancholischen Zug in dieß Gemälde zeichnen. Die Fichten steigen oft zu ganzen Wäldern herunter ans Gestade, oft treten sie nur einzeln herab, um sich im Wasser zu beschauen. Kornfelder und Wiesen unterbrechen die Wälder. Bauernhäuser, Villen, Gasthöfe und Kapellen stehen zwischen den Schlössern, bewimpelte Rachen streichen über den See. Heerdengeläute tönt darein oder die Mittagsglocke aus den Dörfern, und über Alles ragt in ferner Majestät die blaue, tiefsinnige Krone der Alpen.

Gleich beim Bahnhof ist die Lände des Dampfschiffs. Auch dieses verdanken wir dem Hrn. Himbsel, dem ausgezeichneten Baurath, der nicht allein den Schienenweg nach Augsburg, sondern auch den nach Starnberg, sowie manches schöne Haus und den Kreuzweg bei Leoni hergestellt hat. Das Himbselsche Dampfboot, trefflich gebaut und eben so trefflich geleitet, wird viel benutzt, um schneller an den Fuß der blauen Berge zu kommen. Ihm fehlt nicht eine zierliche Kajüte mit Wandmalereien der neuern Schule und ein Album mit Inschriften von tiefster Bedeutung in ungarischer, russischer, türkischer Sprache, alle von edlen Deutschen, welche bekanntlich für solche unvergängliche Denkmale vorzugsweise unverständliche Idiome wählen. Für den Verkehr ist durch dieses Fahrzeug eine große Erleichterung geschaffen, denn die ländlichen Schiffer wollen auch hier

die Segel noch immer nicht anerkennen, obgleich die städtischen schon etliche Beispiele aufgestellt, und eine langsame Ruderschaft im engen Boote bei stehender Sonne ist selten eine Annehmlichkeit.

Hier scheint der geeignete Fleck um eine kleine Schilderung einzuschalten, die mir einst vor Jahren, als ich an der östlichen Seite des Sees entlang ging, bei schönem Sommerwetter in den Sinn kam. Sie sieht ab von allen Einzelheiten und bedarf daher wesentlicher Ergänzungen, die ihr unten auch zu Theil werden sollen, ist aber sonst vielleicht nicht zu verachten, als ein zusammenfassendes Bild der lieblichen und schönen Eindrücke, die das Gestade gewährt.

„Schon der Park zu Berg ist ein guter Anfang, und wenn man hinaustritt, geräth man bald in die heimlichsten Waldpfade, die den Hügel auf und ab führen, neben üppigen Waldkräutern, unter säuselnden Buchen. Erdbeeren winken am Wege, auch Preiselbeeren in ganzen Feldern. Oft geht man unten am See, oft sieht man ihn von der Höhe herab stückweise durch die Bäume glänzen; dann hört man wieder von ferne in den Wald herein das Blätschern am Gestade oder das Rufen der Fischer. Aus den Wäldern tritt man in die offenen Gärten der Villen. Diese selbst sind meist nach der schönen Art der Häuser im Gebirge gebaut, mit weit hervorspringenden, sanft geneigten Schindeldächern, deren Giebel ausgeschmückte Löwen- oder Drachenhäupter zieren. Die Wände sind von Holz, mit heller Delfarbe angestrichen, oder von Stein, mit blendend weißem Anwurf. Um den ersten Stock läuft rings eine Galerie und die Fenster prangen mit grünen Läden, auch oft mit rothseidenen Vorhängen, und von

unten reichen Rosen hinein. Insbesondere hat die Luft zu Anlagen hier den herrlichsten Boden gefunden, und die Wälder sind zu wahren Feengärten geworden. Mitten im Haine blühen die schönsten Blumenbeete. Dort steigt aus einem Malvenbusche ein hoher Buchbaum und auf jenem Felsenschopfe wiegen sich die bunten Tulpen. Fein gekieste Fußwege führen zu beschatteten Ruhebänken, die den See beherrschen. Das grüne, hell-dunkle, liebliche Gebiet durchrieselt vom Hügel herab ein Bach; zwischen Fliederbüschen rauscht ein Wasserfall, der durch unterschobene Felsstücke noch großartiger geworden, und wohl den ländlichen Bewunderungsstuhl verdient, der unter dichter Laube vor ihm steht. Endlich, um über der Erde das Wasser nicht zu vergessen, so ehrt den See ein künstlicher Molo, aus großen Quadern erbaut, vor dem die schön gemalten Gondeln anfern.

Wir gehen ungern aus dem Gehege dieser Paradiese, um uns in den hohen Kornfeldern zu verlieren. Sie dauern indeß nicht lange; bald sind wir wieder im Waldesschatten, hören wieder die Vögel singen und die Zweige flüsternd, und bald nicht mehr dies allein, sondern auch Regel fallen und Bivatrufen und Tanzmusik. Das kommt aus dem Wirthshause, welches am Saume des Waldes steht, und in welchem Kirchweih ist. Bald sind wir mitten unter den fröhlichen Zechern, unter vielen Frauen und Mädchen, schön gekleidet und frisiert, die sich lustig auf dem holprichten Tanzplatz schwingen, und den Parquetboden, den sie zu Hause haben, im Kirmesjubel gar nicht mehr vermissen.

Wenn man nun so behaglich den See hinausschlendert, da und dort Erdbeeren pflückt, ins Grüne gestreckt auf die Vögel horcht, hier dem Regeln, da dem Tanzen

zuseht und von Zeit zu Zeit eine labende Halbe trinkt, so fühlt man gar nicht, daß das Gewässer eine Länge hat; aber wenn man oben steht und in die Berge hineinschaut, so merkt man wohl, daß man ihnen näher gekommen, denn der duftige Schleier, der denen draußen im Flachlande ihre Züge so schön verhüllt, ist nun gefallen und viele ihrer Geheimnisse liegen jetzt am Tage. Was am frühen Morgen von Starnberg aus ein Gürtel schien von blauem Schmelze in scheinbar gleicher Ferne, das hat sich am Abende auseinander gezogen und ist eine nahe, greifbare Gebirgslandschaft geworden. Manche Häupter sind zurückgetreten, andere ganz verschwunden, aber ein mächtiger Stoß von Boralpen lagert in allen seinen Gestaltungen erkennbar vor uns da. An einigen dieser Höhen ziehen sich Halden von fahlem Grün hinauf, die in der Nähe smaragden werden; bei andern deckt die Kuppen ein dunkelgrüner Filz von Tannen, andere zeigen ihre Wände zerrissen in gewaltige Schluchten von oben bis unten. Nun ist auch ein ergiebiger Blick erlaubt in die Schneefelder, die hoch oben zwischen dem grauen Gesteine im silbernen Bette ruhen, und auf die fahlen Zinken und Hörner darüber, auf denen die Gemsen springen und die Adler horsten.“

Nach diesem Präludium gehen wir Hand in Hand die Schönheiten näher zu beschauen. Wir beginnen natürlich zu Starnberg, fangen aber mit der Abendseite an.

Bald nimmt der Hain uns auf und wir erreichen das Gebiet der neuen Ansiedlungen. Seit kurzer Zeit ist hier nämlich am waldbigen Ufer des Sees nebeneinander eine Zwölfzahl von Villen erbaut worden, von Malern, Musikern, Ärzten, Kaufleuten, Rechtsgelehrten,

von lauter Glücklichen bewohnt, die den Lärm der Stadt mit dem Plätschern der Lachsforellen vertauschen, und, wie der römische Landfreund, das geschäftige Leben über den Büchern der Alten, bei Schlaf und müßigen Stunden vergessen wollen. Der attische Witz, der dem Volk auf unserer Hochebene eigen ist, verlieh der freundlichen Niederlassung übrigens, schon ehe sie recht geboren war, einen wohlklingenden Namen, den man freilich nur so weit versteht, als die bayerische Zunge reicht, nämlich — doch wer kennt ihn nicht? Leider ist derselbe nach langer Ueberlegung mit dem weniger sagenden Niederpöckling vertauscht worden, leider sag' ich nochmals, da er eine unbefangene Blüthe der Volksanschauung war, und was auch der mystische Sinn sein mochte, von männiglich nur als heiterer Scherz genommen wurde, weil gerade die hier gelagerten Herren und Damen durch ihren regen Sinn für alles Gute, durch ihren reinen Geschmack für alles Feine jede ernsthafte Deutung nur lächerlich erscheinen lassen.

Die meisten dieser Villen¹ sind eigentlich nur Cortages, zierliche Bauernhäuschen für ein glücklich liebend Paar, allenfalls mit einem stillen Studio für den schaffenden Gatten, der an der Größe der Landschaft gewiß auch seine Ideen größer werden fühlt. Hier vielleicht hat Moriz von Schwind sein wundervolles Märchen von den sieben Raben auserdacht und Karl von Perfall seine melodienreichen Tonstücke von der Muje zugestüstert erhalten. Unter diesen heimlichen Hütten stehen aber auch drei Ansitze von größerer Gestalt und bedeutendem

¹ Es sind auch sonst noch etwa fünf und zwanzig Landhäuser um den See, von denen wir aber natürlich nur die wenigsten erwähnen.

Aussehen; jene des Hrn. Angelo Knorr, des Hrn. Inspector v. Miller und meines verehrten Collegen, Dr. Simmerl, letzterer mit zwei großen polygonen Thürmen versehen, die leicht eine vierwöchentliche Belagerung aushalten könnten. Vielleicht haben sie diese wahrhaft trutzige Physiognomie nur empfangen, um die turba clientium, wenn sie etwa auch die reine Landluft beinträchtigen wollte, wirksam zurückzuschrecken, aber das Vertrauen ist so groß, daß weder Mauern noch Zinnen die Züge der Rathsuchenden ferne zu halten vermögen.

Zu Pöffenhofen, das wir bald erreichen, zieht unsre Augen zunächst ein schmuckvoller Landsitz im modernsten Geschmacke auf sich. Gezinnte und mit Thürmchen bewehrte Ringmauern umgeben die kunstreichen Gartenanlagen. Dieses Schloß ist seit 1834 Eigenthum des Herzogs Maximilian in Bayern und der Sommeraufenthalt seiner hohen Gemahlin.

Hier verlebte auch Elisabeth, die Kaiserin von Oesterreich, manchen Frühling, manchen Sommer und manchen Herbst in glücklicher Jugend. Vielleicht denkt sie im Gewühl der großen Hauptstadt an der Donau noch oft zurück an die liebliche Stille und die schöne Landschaft des Staruberger Sees.

Alhier muß ich aber auch deiner gedenken, lieber Konrad Halder, du wackerer Sprosse der Bregenzer Wälder, der damals die künftige Kaiserin in der schönen Muttersprache unterwies und in den Freistunden gerne beim Fischmeister saß, um in die blauen Berge zu schauen und der Erinnerung seiner Heimath obzuliegen. Haben wir da nicht manche schöne Stunde verlebt mit den guten alten Freunden, die aus der Stadt so gerne herbeikamen, um mit deiner Treuherzigkeit fröhlichen

Umgang zu pflegen? Jetzt weilst du freilich ferne von dem deutschen Wesen, dem du so innig zugethan, im fremden Ungarland, zu Pesth, als k. k. Schulrath, auch dort bemüht, für deutsche Wissenschaft zu wirken, und es ist wohl nicht deine Schuld, wenn die stolzen Magyaren unsrer Kultur sich spröder gegenüberstellen, als sie es verdient.

Die Umgebung von Bassenhofen ist reizend durch den tiefen Waldschatten, der über den heimlichen Pfaden, die vielfach durcheinanderlaufen, ausgebreitet ist. Ein gar schöner Steig führt auch hinauf nach dem Dörfchen Feldasing. Immer geneigt, gemeinnütziges Streben anzuerkennen, muß ich rühmend des Neubaus gedenken, der jetzt auf jener herrlichen Höhe prangt — ein gastliches, fröhliches Wirthshaus, auf dessen Balkon sich ein Blick in die deutschen Alpen öffnet, so beseligend, so groß und erhaben, wie wir uns nur den Blick in die deutsche Zukunft wünschen möchten.

Zur Erklärung des Namens Feldasing suchen manche nach einem Feldaffen, der einst hier sein Wesen getrieben und dessen Gedächtniß sich so erhalten haben soll — gewiß mit Unrecht, da der Ort in den Urkunden Woltobingen heißt und daher wohl von dem ersten Ansiedler Woldolf, Feldwolf benannt ist.

Wenn man von Feldasing wieder ans Gestade heruntergekommen, so liegt ein kleines Eiland gegenüber, das einzige im See, welches mit Weidengesträuch umgürtet ist und einen kleinen Buschwald trägt. Ueber die Weiden ragt eine niedliche Villa mit einem Thürmchen empor. Innerhalb sollen wunderschöne Anlagen sein, in denen viele hundert Rosenarten blühen. Deswegen heißt die Insel jetzt auch die Roseninsel. Sie

gehört dem Könige, der nicht selten von Berg aus dahin fährt, um das Mittagsmahl einzunehmen.

Dieses Eiland, welches früher der Wörth geheißen, ist für Bücherleser oder gar Geschichtsforscher fast der bedeutsamste Fleck des Sees. Hauptsächlich interessirt da die Ruine einer Kirche, welche Westenrieder schon verfallen und ohne Dach gefunden. Sie faßte kaum hundert Menschen und hatte ein einziges Fensterlein, das oben nordwärts angebracht und sehr geeignet war, „eine ehrwürdige Dämmerung und das Gefühl, daß darin eine Gottheit wohne, in den Gemüthern zu verbreiten.“ Sie war aus dicken Quadern von Tuffstein und, wie es scheint, so stillos erbaut, daß ihre Entstehung fast in alle Zeiten und also auch in die frühesten des Christenthums verlegt werden konnte, ja es soll hier eigentlich ein Heidentempel gestanden sein, wie denn überhaupt in der Nähe viele heidnische Todenhügel gefunden werden. Ueberdieß gingen vom nahen Lande zwei Brücken nach der Insel, deren Pfahlwerk man noch ganz deutlich unter dem Wasser erkennt. Was das alles zu bedeuten habe, weiß man längst nicht mehr. Nur die Sage behauptet, es sei einst eine Wallfahrt auf dem Eiland gewesen, so stark besucht, daß die Wallfahrer, um sich nicht zu drängen, auf der einen Brücke hinein, auf der andern hinausgehen mußten. Kirchlein und Brücken sollen übrigens die Schweden zerstört haben. Andererseits spricht eine Urkunde des sechzehnten Jahrhunderts von dem Wörth im Würmse, „der hievor Karlsburg geheißen.“ Nun findet sich aber gar keine Spur einer Burg auf dem Eiland und man weiß daher auch nicht recht, wie jene Stelle auszulegen.

Uebrigens lebte in Westenrieders Tagen und bis

in die unsrigen herein auf diesem Eiland eine Fischerfamilie in einem niedlichen Bauernhaus, das die Obstbäume lieblich beschatteten. Sie bebautete auf der Insel, so weit sie reichte, Gärten, Wiesen und Felder. Sie erfreute sich auch des Rechtes Bier zu schenken und sah gar oft viel fröhliche Gäste bei sich. Von poetischen Pilgern wurden die harmlosen Inselaner um ihr friedliches Erdentwollen auf dem reizenden Eiland vielfach beneidet und der schwärmerische Westenrieder spricht nur mit Entzücken davon. So hausten sie idyllisch fort bis 1849, wo am Peter- und Paulstag Feuer ausbrach und die gastliche Hütte in Asche legte. Da verkauften sie das Eiland, auf dem ihre Ahnen seit zweihundert Jahren gewohnt und ließen sich zu Feldafing nieder.

Der Roseninsel gegenüber beginnt die neue königliche Anlage, die in den letzten Jahren angefangen, sich weit und groß am Seegeflade hin und an der Halde hinauf verbreitet. Es sind da schon viele seltene Pflanzen und Bäume eingesezt, Gebüsch und Blumenbeete hergerichtet worden, so daß es, wenn alles fertig, ein reizender Wildgarten zu werden verspricht. Oben auf der Höhe soll den Park dann eine stattliche Villa abschließen und krönen.

Nach diesem treten wir in einen Wald mit reichem Laubschatten und wenn wir ihn verlassen, so steht Garatshausen vor uns, schon als man zählte nach Christi Geburt achthundert und etliche Jahre von der edlen Frau Heristwindis, der Nichte des Abtes Cliland zu Benedictbeuern, an dieses Kloster verschenkt, jetzt ein stämmiges Schloßlein, in der Bauart noch gerade so erhalten, wie es etwa zur Zeit der Reformation erneuert wurde. Neben und fruchttragende Zwergebäume

umspinnen seine Ringmauern und aus den Fenstern genießt man eine betwundernswürdige Aussicht, wie denn eine solche, mehr oder weniger, allen den Edelstücken am Starnberger See zu eigen ist, so daß wir diesen Vorzug kaum mehr zu erwähnen brauchen.

Auch diese Berle gehört jetzt dem Herzog Max in Bayern und war manches Jahr der Ruhefritz seines Hofcaplans, des Cavaliere Giuseppe Maffei, weiland Professors der italienischen Literatur an der Universität zu München. Nicht zu verwechseln mit seinem Verwandten, der Schillers Dramen ins Italienische übersetzt hat, war der Cavaliere doch auch von Jugend auf beflissen, den „Welschen“ die deutsche Literatur etwas näher zu bringen, wandte aber seine Mühe schon in früher Zeit auf Ifflands und Kogebues Werke, sowie auf die Jugendschriften Christoph Schmidts. Auch eine *Storia della letteratura italiana* verdanken wir ihm. Auf dem tirolischen Nonsberg geboren, sprach er sowohl das Italienische als das Deutsche nach der rauhen Weise seiner doppelsprachigen Landsleute, hatte auch mit dem hitzigen Temperament der Südländer ganz und gar ihre wohlwollende Gutmüthigkeit bewahrt.

Als ich vor etlichen Jahren bei früher Tageszeit an dem Schlöcklein vorüberging, lag der alte Herr am Fenster und blickte ruhig in die Gegend hinaus. Es war das einzige menschliche Antlitz in der Landschaft, niemand störte uns und dadurch ermuthigt, rief ich höflich hinauf: „Guten Morgen, Cavaliere, wie geht's?“ „Guten Morgen,“ erwiderte er, der mich sonst nicht kannte, „wollen S' mit eini kómmen und meine Bilder anschaugn?“ Ich folgte der Ladung und schien ihm in seiner Einsamkeit ganz willkommen zu sein. (Diese für

die große Welt vielleicht gleichgültige Begebenheit führe ich nur an, um zu zeigen, wie leicht man am Starnberger See bei guter Tageszeit Bekanntschaften macht.) Die hohe Gestalt mit den langen, weißen Haaren ließ mich zuerst die Aussicht bewundern, zeigte mir dann eine schöne Sammlung meist schlechter Gemälde — die *delicias domini* — und führte mich zuletzt auf und ab in dem alterthümlichen Anstüz, dessen knappe, aber doch bequeme Eintheilung recht lebhaft an die Zeiten seiner Erbauung erinnert.

Später kam ich noch öfter mit dem guten Cavaliere zusammen, der trotz der Beschwerden seines Alters immer freundlich und heiter blieb und im vorletzten Herbst hochbetagt (er hatte 1775 zu Gles das Licht der Welt erblickt) das Zeitliche schmerzlos segnete.

Von Garatsshausen ist nur ein Viertelstündchen nach Tuzing, nach dem lieblichen Tuzing, über das ich mich schon aus Dankbarkeit etwas weiter verbreiten muß.

Tuzing ist eine Gründung des althochdeutschen Bajuwaren Tuzzo, welcher als Gutsbesitzer und Dekonom¹ allda in der ersten Zeit der Agilolfinger gelebt hat. Freundlich angemuthet von der Gelegenheit des Ortes, von dem wildreichen Walde, von dem fischreichen See, von dem freien Blick über Land und Wasser gegen das hohe Gebirge hin, ließ er sich mit den Seinigen hier nieder, bald nach der Völkertwanderung, vielleicht selber ungewiß, ob er, wie Mannert und Buchner dachten, aus boiischem, oder wie Mederer und Koch vermeynen, aus fränkischem oder wie Zeuß vermuthet, aus

¹ Gewöhnliche Bezeichnung unserer Bauern in den Fremdenanzeigen, wenn sie in die Stadt kommen und beim Oberpollinger über Nacht bleiben.

rein markomanischem oder wie Quisemann wünscht, aus markomanisch-quadischem Geschlechte entsprossen. Nach München zu ziehen und sich an seinen Kunstschätzen zu bilden, hatte er keine Sehnsucht, da es noch nicht erbaut, noch kein Sitz der Wittelsbacher war. Die Augustusburg am Lech aber, wenn er je so weit gekommen, mit ihren hohen Wällen und steinernem Gemäuer dünkte dem freien Germanen wie ein großer Kerker und unehrliche Gefangenschaft. So ging er also ans Werk und erbaute sich hier einen hölzernen Anstz, so schön als sie damals gebaut zu werden pflegten. Um die Wohnung standen kleine Gebäude zum Behuf der Haus- und Landwirthschaft, Backöfen, Stallung und Scheuern. Ein Hag von zugespitzten, mit Weiden verflochtenen Pfählen umzäunte Tuzzo's freieigenes Gut. In der Nähe des Hofes, gegen den See hinab, grünte ein Baumgarten, in welchem die meisterlose Jugend von Zeismaningen oder Veltobingen nicht ungern einen Apfel holte, worüber der wackere Hofherr sich gebühlich erzürnt haben mag. Bienenschwärme aus dem nächsten Walde, wo man jetzt gegen Traubing hinaufsteigt, hatte er in Stöcken von Rinden gezähmt und freute sich an ihrem Honig. In den Nebenstunden war Tuzzo, da er nichts zu lesen hatte, mit stillem Behagen der Fischerei ergeben, und brachte nach glücklichem Fange die schönen Bodentrenken schmunzelnd in seine Küche, wo die liebe Gattin am heiligen Feuer waltete. Nicht geringe Sorge widmete er auch seiner Heerde und etliche leibeigene Römlinge bauten seine Felder. Ob er Most, Meth oder Wein getrunken, ist kaum mehr mit Gewißheit herzustellen, sicher jedoch, daß ihm jener Gerstenjaft bekannt war, in quandam similitudinem vini corruptus, dem

heutigen Chiemseer Bier vergleichbar. Aber die Jagd war Tuzzos höchste Freude — für jedes Geschäft des edlen Waidwerks hatte er seine Hunde abgerichtet, mit denen er die unermesslichen Forste durchstreifte. Gerne fürschte er sich leise am Karpfenwinkel hin und auf die nächste Waldspitze, wo gar häufig — zu eigenem Untergange — jene Bären ihm begegneten, von denen später Bärenried den Namen erhielt. Sehr gerne ritt er auch des Abends hinauf an den kleinen See zu Deichselfurt und lauerte, seinen Falken auf der Faust, den seltenen Zugvögeln auf, die da vorüberstrichen. Dort mag er oft in der düsterschönen Einsamkeit, auf den Ruinen der alten Römerstadt, die nach der Sage einst da gestanden, schweren Zweifeln obgelegen sein, ob er noch fürderhin zu Wodan und Freia halten solle und zu den alten Göttern allen oder zu dem neuen Glauben, der unter Palmen am Jordan aufgegangen war, den römische Priester und fränkische Sendboten im Lande zu predigen begannen. Und nach langem Sinnen soll er eines schönen Morgens die heilige Taufe erhalten haben, mit ihm seine Hausehre, die wohl Mahthilt, Willipurg oder Hildegund geheißten haben dürfte, und seine Kinder, die blonden, blauäugigen, rothbackigen Germanen. Darnach verlebte er in Frohsinn und Biederkeit noch manche Jahre. Unbekümmert um die Verordnungen verfeinerter Jahrtausende ließ er die jungen Freien der Nachbarschaft in seiner Spinnstube zusammenkommen, obgleich diese jetzt verboten sind, horchte den alten Mähren, die da erzählt wurden, sprang mit seinem ganzen Hauswesen über das Sunwendfeuer und trieb noch manch' anderes heidnisches und polizeiwidriges Zeug. Ueberdieß pflog er der edlen Gastfreundschaft, leerte an

Feiertagen manch' Trinkhorn aus, ritt alle Monden zur Mallstätte, ließ sich als Zeuge more bavarico bei den Ohren zupfen, und verschied endlich in dem Herrn. Seine Kinder wurden die Tuzzingen geheißn und von ihnen führt das Dorf den Namen bis auf unsere Zeit.

Etwa zwölf- oder dreizehnhundert Jahre später kam auch ich an diesen stillen Ort, dessen Ursprung und erster Stifter in Vorstehendem an der Hand der bayerischen Geschichte zwar nur muthmaßlich, doch nicht ohne innere Wahrheit geschildert worden ist. Vergebens war es aber nach Tuzzo, dem Heblichen, zu fragen oder nach seinen Söhnen — weder der Gemeindevorsteher noch die andern Historiker des Dorfes waren ihrer eingedenk geblieben. Auch wie es sonst da hergegangen zu Kaiser Karls Zeiten oder unter den Kreuzzügen oder in den Tagen Ludwig des Bayern, dessen Marstallmeister Konrad der Tuzzinger gewesen, war ihnen völlig unbekannt. Glückliches Griechenvolk mit deinem eisernen Gedächtniß — poetische Thäler am jonischen Meere, wo jedes Dörflein seinen Heros eponymus in verklärter Erinnerung behielt und seine heldenhaften Nachkommen, ihre Geburt, ihre Hochzeit und ihren Schlachtentod — während unser Volk jetzt aus aller seiner Geschichte nur zwei Züge noch festhält und zwar sehr traurige, nämlich den Napoleon und den Schwedenkrieg!

Jedoch mir gefiel die Ruhe des Orts, sein schöner Buschwald, die reine Luft, die prächtige Aussicht und die gute Verpflegung, die noch Hr. Kerzel leitete, der große Mann, welcher seitdem verstorben ist. Auch hatte sich der Bräumeister damals eben ein Häuschen erbaut, am Ende des Dorfes, wo man gegen das Gebirge geht, und stand dasselbe noch rein und unbenützt auf der

grünen Wiese. Helle Fenster, vorspringendes Dach und bemalte Altane gaben ihm ein freundliches Ansehen. In dieses zog ich ein mit meinem kleinen Hauswesen und verlebte da die schönsten Tage.

Tuzing ist auch in aller Wahrheit ein Dertlein, wo anspruchslöse Freunde ländlicher Ruhe recht glücklich sein oder werden können. Wer an schönen Sommermorgen ins Freie geht und dann gegen die Benediktentwand, die Kartwendel und die Zugspitze aufwärts schaut, der wird sich immer wieder wundern über die herrlichen Gestalten dieser Berge. — Dazu der glatte See mit seinem Glanze, die thauige Pracht der Wiesen und die dunklen Wälder!

„Es lächelt der See, er ladet zum Bade,“ am lockendsten vielleicht, wenns nicht zu heiß ist, vor dem Mittagessen. — Die Badhäuschen sind zwar so kunstlos, daß sie hätten am Eurotas stehen können, ohne durch ihre Weichlichkeit des Gesetzgebers Regierungszorgen herauszufordern, aber sie genügen doch. Es fehlt mitunter nicht an einem Nagel, der dem Hineintretenden schmerzlich werden könnte, auch nicht an andern kleinen Unbequemlichkeiten, aber der Eintritt mit Handtuch kostet auch nur sechs Kreuzer. Der Seeboden besteht aus festem Sand und geht nur allmählig in die Tiefe, so daß Schwimmern jeder Art, auch den schlechtesten, ein angenehmes Stadium eröffnet ist. Lönnte dann das freundliche Mittagsglücklein von dem Kirchenthürmlein, so wandelte man mit feuchten Locken unter dem Baumgange des Ufers hin, an der ringsumblühten Behausung des Pfarrherrn, an dem stillen Friedhof, an dem hohen Schloß der Bieregge vorbei, dem Wirthshause zu, wo ein mäßiger Tisch die Tafelfreuden zwar ertweckte,

doch nicht ausschweifend werden ließ. Irgend ein Freund alter Sitten, der uns hier an dem frugalen, aber reinlichen Mahle beisammen sah, den Hrn. Oberstlieutenant Fuchs, den biedern, der mit mir schon in Griechenland gewesen, und seine Verwandten, den Schilderer und was zu ihm gehörte; wer unsere harmlosen Gespräche belauschte, der konnte wahrhaft seine Freude haben an unserer patriarchalisch einfachen Art und Manier. Dem wenigen Comfort, den die Bauernhäuser des Orts zur Zeit noch bieten, hat man's zu danken, daß nur Leute von schlichtem Wesen hieher ihre Blicke richten, daß keine Rivalität, weder im Außern, noch im Innern bemerklich wird, daß keine von den Damen schöner sein will, als die andere, keiner von den Männern weiser als sein Nebenmann, daß also gar kein Neid entspringt, was wesentlich zum Landvergnügen beiträgt. Diese Freiheit von jener niedern Leidenschaft ist ein Vorzug, den man an andern berühmten Sommerfrischorten oft mit Wehmuth vermißt. Allerdings hat sich auch die Crinoline hieher geschlichen, doch war sie an ehrbaren Frauen nur des Sonntags sichtbar, gleichsam als sollte das Abwehrende und Fernhaltende, was in diesem feinen Gerüste ohne Zweifel liegt, gerade am Tage des Herrn so recht mit Freuden hervortreten.

Nicht selten schmückte unfern Tisch der Renke,¹ jener edle Fisch, den das Mittelalter Reinank hieß, was fast wie rhenanicus, der rheinische, klingt, gleich als hätten schon in grauer Vorzeit gelehrte Mönche dem wohlschmeckenden Geschöpfe ihre Aufmerksamkeit geschenkt

¹ Früher *Salmo Wartmanni*, scheint aber seinen Namen geändert zu haben und läßt sich jetzt *Coregonus fera* nennen.

und dasselbe vom Rhein herauf in die bayerischen Seen verpflanzt. Doch steht dieser Annahme entgegen, daß der Fisch in dem Augenblick, da er aus dem Wasser kommt, auch schon todt ist, weßwegen es dem Abte Wilhelm von Benedictbeuern († 1483) erst nach wiederholten Versuchen gelang, lebendige Renken aus dem Kochel- in den Walchensee zu bringen. Unser Schmeller gibt einige Rundschaft von der Geschichte dieses vortrefflichen Fisches, welche wir hier gerne mittheilen. Schon das lateinische Gedicht Ruodlieb, dessen Verfasser im zehnten Jahrhundert gelebt hat — es ist wahrscheinlich Vater Fromund von Tegernsee — bietet uns einen hierauf bezüglichen Hexameter, lautend:

Asco, Rinanch, ambo dulces nimis in comedendo —
was zu deutsch ungefähr heißt:

Uch und Renke sind beide gar angenehm zu verpeisen.

In den Urkunden des Mittelalters nimmt der Fisch allenthalben die ihm gebührende Stelle ein. Herzog Wilhelm von Bayern, der wegen der straubingischen Erbschaft nach Preßburg zu König Sigismund gereist war, scheint, um ihn zu gewinnen, auch von seinen bayerischen Renken Gebrauch gemacht zu haben. Er schrieb am Erchttag (Dienstag) vor Reminiscere, Anno Domini 1425, an seinen Bruder, Herzog Ernst zu München: „Lieber Bruder, wir lassen euch wissen, daß unjer Herr der König gar vast begehrt hat, wie daß er gerne unsere Renken aus dem Würmsee wollt haben und versuchen und darum so bitten wir euer Lieb“ u. s. w. ¹

¹ Herzog Ernst stiftete auch 1434 eine ewige Gabe von drei Goldforellen aus dem Würmsee nach Landsberg. Den

Ferner findet sich unter den Urkunden von Bernried ein Schreiben der Herzogin Anna von Bayern, Tochter Kaiser Ferdinands I. und Wittwe Herzog Alberts V., welches sie am 10. Juni 1580 eigenhändig an den Probst des Klosters erlassen hat und in dem sie sagt: „Wollen auch vermittels göttlicher Gnaden gedachten Fisch von euretwegen mit unsern angehörigen lieben Leuten verzehren und über solche Angedachtnuß wieder in Gnaden erkenntlich sein.“ Und endlich wird später wieder, im Jahre 1602, erwähnt, daß eine Tracht Henken an kaiserliche Majestät Rudolf II. nach Prag versendet worden sei. Seit jener Zeit sind sie wohl öfter noch von fürstlichen Personen genossen worden, ohne daß es Elio mit ihrem ehernen Griffel aufgezeichnet hat — nicht ohne Absicht aber ist hier das Schönste aus der Vorzeit der Henken gesammelt, sondern vielmehr auf daß etwa auch ein unbedeutender Sommerfrischler ohne Würde und Auszeichnung, der vermittelt göttlicher Gnade den gedachten Fisch verzehret, sich mit doppelter Andacht dieser guten Gabe erfreue, nachdem er nun belehret worden, welch erlauchte Potentaten an derselben schon eine Ergöblichkeit gefunden.

Zu Tuzing war's auch, wo vor sechsundsiebenzig Jahren auf jener Wanderschaft mein mehrerwähnter

Frauen und Jungfrauen dieser Stadt ist nämlich, wie meine Quelle sagt, „das Göttergeschenk der Schönheit geworden,“ und da der Herzog eines Tages mit ihnen auf dem Rathhause getanzt und in der Trinkstube beim Weine sich gelabt hatte, so that er jenen schönen Zug und verordnete die ewige Schenkung. „Die sollen sie dann,“ schrieb er, „durch unsern Willen auf der Trinkstuben essen und unsres Tanzes dabei gedenken. Wir achten auch nit, was sie mehr dabei verzehren.“ Dieser Schmaus erhielt sich bis zum Jahr 1753.

Vorgänger seine mittägliche Erquickung einnahm. „Wir genossen nunmehr,“ so erzählt er, „vom frischen Dufte gemähter Wiesen erquickt, ein ländliches Mahl. Unser Zelt war der liebliche Himmel, und unser Teppich röthliche Blüthen, die von Fruchtbäumen, durch leise Winde gelöst, sich wie ein bunter Goldregen über uns ergossen. Vielfarbige Schmetterlinge flogen, und haschten sich von Blume zu Blume, und um unsern Tisch schwärmten friedfertige Wespen. Und rings um uns war die ganze Wiese voll Leben, und allenthalben bogen und wiegten sich die zarten Hälmdchen und Blumen, aus denen wirthschaftliche Bienen Honig saugen. Etwas weiter hin sahen wir die Kinder des Dorfes in kleinen Schaa- ren und naiven Gruppen sich versammeln und spielen, indefß auf dem Rasen vor der Hütte im eignen Schatten und frei von erkünstelten Sorgen, der Vater oder Großvater saßen, und von künftigen und alten Zeiten sprachen, oder die kleinen Händel schlichteten, welche die Kinder von Zeit zu Zeit vor sie brachten. Es war eine herrliche Stunde!“

So hübsch und fein wußte man schon im Jahr 1784 zu München in Bayern zu schreiben! Ich glaube kaum, daß man es damals zu Weimar, Göttingen oder Berlin viel besser verstand. Aber auf die altbayerischen Propheten wollte schon damals niemand lauschen und es geht ihnen heut zu Tage fast noch ebenso.

Von den Partien, welche Nachmittags unternommen wurden, will ich aber lieber schweigen, denn ich war nur selten dabei. Muße, Ruhe und Einsamkeit mögen einen menschenmüden Menschen oft so zufrieden machen, daß er das Glück nicht erst zu erlaufen braucht. *Et veterum libris et inertibus horis* — auf dem

Faulbett liegend und ein anmuthig Buch vor Augen dünkte ich mir oft weiser als die, so in der Hundstags- hitze unter großen Parasolen über Berg und Thal einem Trunk nachjagten, den sie zuletzt doch in Tuzing besser haben konnten.

An schönen Abenden kam man immer im Freien zusammen, vor den Pforten des Gasthofes, unter dem Nußbaum, in der Weisblattlaube. Hier thut sich ein großer, viereckiger Platz auf, der bis an das Wasser hinunter reicht und den ich gerne, obwohl er zumeist eine blumige Wiese ist, mit der Piazzetta zu Venedig verglich. Fehlt doch selbst in der Mitte eine hohe schlanke Säule nicht, auf der die Himmelskönigin thront, um an die Säulen und die Flaggenstöcke in der Markusstadt zu erinnern. Das gräfliche Schloß mag leicht als Dogenpalast gelten und noch größer ist das Gleichniß unten am Seegestade, wo die Gondeln und die Fischerbarcken beständig ab- und zufahren. Selbst Pucci's Schloßlein, Ammerland, das der Piazzetta gerade gegenüber liegt, und Tag und Nacht herüberschaut, scheint in gewissem Sinne Aehnlichkeit mit San Giorgio Maggiore zu haben. Die Markuskirche, der Campanile und einiges andere fehlen allerdings. Auch könnte immerhin noch manches für Verschönerung des Platzes geschehen. Gar oft habe ich zum Beispiel bedauert, daß unser nordisches Klima der Haltbarkeit der Freskobilder so feindlich ist, da sonst die lange gelbe Hofmauer, welche rechts hinunterzieht, unsern jüngeren Talenten Raum genug gewährte, um die Geschichte der Hofmark Tuzing oder des Landgerichts Starnberg in edlen Bildern zu verherrlichen.

An jenen schönen Abenden erschienen aber im Kreise der Münchner auch die Honoratioren der Gegend nicht

ungern, so der gräfliche Verwalter mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens, der Seelenhirt, Hr. Pfarrer Freytag aus Franken, mit der vorgerückten Bildung seines Stammes und andere mehr, welche Absicht oder Zufall herbeigeführt. Was aber war unser Verede und was besprachen wir am liebsten? Natürlich das deutsche Vaterland und die Schwierigkeit, es in die Höhe zu bringen. Hatten wir diese unsre Pflicht gethan, so gingen wir auch wohl zu minder würdigen Dingen über. Einmal war selbst von dem Wunderdoctor die Rede, der in Tuzing seinen Stuhl errichtet hat und in einem versteckten Häuschen links von der Piazzetta wohnt. Früher soll er einmal Gerichtsdienere gewesen sein und sich allezeit eines sehr leichtfertigen Wandels beflissen haben. Die Acten, die bei der Behörde über ihn erlaufen, sollen fast so hoch sein als er selber. In reiferm Alter fand er für gut, seine alten Tage als Thaumaturg zu beschließen und da er sich auch einen mysteriösen Zug beilegen wollte, nahm er sich vor, ein Stummer zu werden. In der That spricht er seit Jahren nicht mehr, obgleich er mitunter ins Wirthshaus kommt. Auch heraußen auf der Bank sieht man ihn zuweilen sitzen und wenn dann eine frische Dirne vorüber geht, so scheint er seinen Jugenderinnerungen anheim zu fallen und macht ganz anzügliche Geberden. Hie und da hat ihn auch schon ein später Zecher, der nach der Polizeistunde heimwärts trachtete, gesehen, wie er in seinem Häuschen vor ein paar Lichtern saß, in einer Art Ornat, und aus einem großen Folianten in geheimnißvoller Andacht betete. Ueber den Betrieb seiner Kunst und deren Erfolg wird nur wenig bekannt. Nur so viel

weiß man, daß das Dampfboot nicht selten wohlverpackte Pakete bringt, die manchmal auch von vornehmen Damen ausgehen und einen unaussprechlichen Inhalt mit sich führen. Damit, sagt man, gehe der Wundermann des Nachts um die zwölfte Stunde rückwärts aus seinem Häuschen gegen den See und werfe die Gläser, bedeutende Zauberworte murmelnd, über das Haupt in den See. So wie dieß geschehen, wird die Patientin in München oder sonst wo augenblicklich gesund.

Sehenswürdig zu Tuzing ist der gräßliche Garten, der den Fremden offen steht. In einem kleinen Tempel sind auch Waffen, Becher und andere Denkmäler vergangener Zeiten aufgestellt. Das jetzige Schloß ist eine neuere Gründung. Zu Westenrieders Zeiten war es, wie er schildert, „noch mit einem Graben umzogen, etwas schwerfällig gebaut, die innere Einrichtung noch durchaus nach alter Sitte, halb trübselig und traurig.“ Das ist nun alles anders geworden; wo aber die alten Bilder und die andern, von ihm erwähnten Säckelchen hingekommen, ist mir unbekannt. Nicht zu vergessen, vielmehr gewissenhaft zu besuchen und zwar am frühen Morgen, ist die Ilka-Höhe, von des Herrn Grafen Tochter Helene, jetzt an den jüngern Fürsten Wrede verheiratet, also benannt. Man geht nach dem Dorfe Oberzeismaring im Schatten der Wälder, eine gute halbe Stunde lang, und dann noch ein Stückchen durch die Kornfelder, bis man auf eine freie Höhe kommt, wo ein kleiner Pavillon errichtet ist. Die Aussicht über den See und das waldige Hügelland bis an die Alpen und deren zackigen Kranz von den Salzburger Bergen bis hinein zu den Allgäuer Hörnern ist wirklich wunderbar. Manche ziehen sie sogar der Rundschau auf der Rottmannshöhe vor.

Hin und wieder ging ich auch und zwar des Abends nach Deichselfurt, einem einzelnen Bauernhofe, eine halbe Stunde von dem Dorfe. Der Weg führt immer über Wiesen am Saum der Wälder aufwärts — links gähnt eine Schlucht, sehr malerisch und wild, wie oben im Hochgebirge. Der Hof steht einsam an einem ruhigen See, rings herum ist dichter Nadelwald. Am Ende des Tages, wenn die Sonne untergeht und die Abendwinde in dem Schilfe säuseln, hat die Landschaft etwas Düsteres, Ossianisches. — Hier, meinte ich oben, sei der redliche Tuzzo oft mit seinem Falken gestanden und habe über die neuen Wahrheiten des Christenthums nachgedacht. Noch schöner als der Gang nach Deichselfurt hinauf ist aber gewiß die Heimkehr. Wer da oben auf der Höhe steht, der sieht den See und das Gebirge in ganz eigener Pracht und Herrlichkeit.

Endlich muß ich auch deiner gedenken, o Bräumeister, damals mein freundlicher Hausherr, jetzt des großen Hrn. Kerzel würdiger Nachfolger in dem schönen Besitz des Gasthofes! Gerne, in der That, fallen mir die angenehmen Stunden ein, die ich mit diesem braven Deutschen verbracht habe. Unser Stelldichein war aber meistens in seinem Reiche, auf dem Sommerteller nämlich, ein Viertelstündchen von dem Dorfe. Dieser Keller liegt in einer Waldspitze verborgen, die ihn rings beschattet, aber gegen Aufgang einen schönen Ausblick über den See und gegen das Gebirge erlaubt, ein heimliches Plätzchen für alle, welche, wie Westenrieder sagt, die Gabe mitbringen, „das Wehen flüsternder Winde im zarten Laube zu hören, die lieblichen jungen Goldschatten im stillen Haine zu sehen, und das rührende Flöten der holden Natur zu vernehmen.“ Hieher

schlürft der Meister in seinen lebernen Pantoffeln und mit klirrenden Schlüsseln jeden Morgen beim ersten Hahnschrei, von den beiden Bräufnechten begleitet, um der Wirths gewärtig zu sein, welche mit Roß und Wagen herbei kommen, um ihr Bier zu holen. Ein paar Stunden lang ist dann angestrengte Arbeit, bis die Fässer aus dem Keller heraufgewunden und auf die Gefährte geladen sind. Sowie dieß vorüber, finden sich aber die Männer unter dem Vorsitz des Bräumeisters alle zusammen, auf einer Sommerbank im Schatten der Fichten, versuchen das Getränk und lassen sich ein ländliches Frühstück schmecken. Auch unser einer besuchte nicht selten am frischen Morgen diesen freundlichen Ort, nicht so fast um zu trinken, als der schönen Natur und des angenehmen Umgangs wegen. Auch hier wurde von großen Dingen gesprochen, von den armen Deutschen, die sich nicht zu helfen wissen, von dem Russen und dem Franzosen, fast so klug und weise als in der Stadt. Am besten verstand ich mich mit dem Bräumeister — die Gleichheit der Gesinnung zog uns zu einander hin. Die andern aber schenkten uns aufmerksamtes Gehör, wenn wir unsere Ideen so klar und sinnreich austauschten.

Das Tuzinger Bier ist aber wirklich so schmackhaft, daß man es mit Mäßigung selbst vor Tisch schon genießen kann. An manchen Sonntagen, wo die Städter gerne über Land gehen, wurde die Gesellschaft desto wegen auch viel gewählter, und schloß sogar sehr gefeierte Namen ein. Da erschienen auf dem Tuzinger Keller vor den duftenden Krügen, fröhlich erstaunt über die helle Landschaft und den See, der im Morgenflor vor uns lag, der Fragmentist, der bekanntlich für seine

Verdienste um die bayerische Prosa vom Sultan einen türkischen Orden erhielt und selbst im kolkchischen Buschwald keine so wirthliche Lagerstelle gefunden zu haben behauptete; der Generaldirector Franz Lachner, der seine Lorbeeren mit Catharina Cornaro aus Cyprien geholt; mein Friedberger Freund Dr. Völk, der treffliche Schwabe, der wie einst seine Landsleute dem Reiche in den Schlachten, so gegen das vorige Ministerium dem Lande in der Kammer vorgefochten hat; Professor Thomas, der in ausländischen Archiven Studien zu machen wußte, welche man anderwärts bereits zu schätzen versteht; Melchior Mehr aus dem Ries, der uns Herzog Albrecht und Karl den Kühnen gedichtet und zu den sonstigen deutschen Dorfgeschichten auch jene seiner Gegend glücklich hinzugefügt hat; August Becker, der Pfälzer, Jungfriedels poetischer Vater; Baron Thumb, der unterrichtete Sprosse der uralten Thumben zu Neuburg aus Graubünden; Rudolf Oldenbourg, der verständige Bibliopole, in meinen Augen auch deswegen sehr verdienstvoll, weil er mehrere interessante Schriften, deren Verfasser ich bin, und zwar ohne merklichen Vortheil verlegt hat; Dr. Gemminger, der heitere Naturforscher, zugleich einer der ersten Angler seiner Zeit und großmüthiger Spender des edelsten Fanges — endlich noch Dr. Streiter aus Bozen, Dichter und Rechtsgelehrter, eifriger Freund des Fortschritts, der über das Gebirge herüberstieg, um in der constitutionellen Luft des Bayerlandes etliche friedliche Tage zu verleben und sich dabei so heiter fühlte, daß er schon im nächsten Jahre wieder kam. Auch mancher andere wäre damals gewiß sehr gerne an unserem Tisch geessen, wenn er nicht, wie z. B. der oft herbeigewünschte Professor M. J. Müller, der Orientalist, im

fernen Escorial gewesen wäre, um den Ruhm der vaterländischen Wissenschaft zu mehren. Ja, diese lieben, klaren Morgenstunden, mit ihrem lebhaften Gespräche und ihrer fröhlichen Laune waren eigentlich die schönsten Blumen auf der stillen Wiese meiner Sommerfrische und darum dank' ich allen denen gerne, die damals reifig herzukamen, um sie mit mir zu feiern.

Weiter als bis Tuzing-Ammerland hat die Kultur dem See noch nicht zugekehrt. Nur bis hieher reichen die bestesten Pfade, die arrangirten Wälder, die künstlerisch gestellten Aussichtsbänke, die niedlichen Land- und die guten Wirthshäuser. Bis hieher reicht auch ungefahr das Ueberschwemmungsgebiet der Städte, wenn sie an Sonn- und Feiertagen über ihre Ufer treten und die für Hühner und Kopfsalat so verheerenden Ausflüge unternehmen. Die Landschaft im Großen, namentlich der Anblick der Gebirge, wird zwar immer gewaltiger, aber auch der Schatten am Uferstrand, da sich die Wälder mehr einwärts ziehen, immer spärlicher.

Wir fahren daher lieber zu Schiffe sogleich an dem Karpfenwinkel vorbei, einer geräumigen Bucht, welche so zu sagen die Herenküche des Sees ist. Hier geht's immer am ersten los, wenn ein Ungetwitter über die Gegend fährt. Es ist wirklich oft auffallend, wie da, während der übrige See sich kaum erst kräuselt, die weißen Sturmwoogen schon ganz fertig zu Tausenden herausstürzen und geschäftig nach dem östlichen Ufer eilen. Erst allmählig versetzt sich auch das andere Gewässer in Unruhe, bis zuletzt alles spritzt und schäumt. Gar zu arg wird's übrigens nie auf diesem See und

man weiß seit Menschengedenken kein Unglück, das den Schiffenden durch Untwetter begegnet wäre. Dagegen ist es nicht so selten, daß die Leute im Winter durch das Eis brechen oder im Bade ihren Tod finden. Eine schauerlich schöne Sage ist es, daß der See alle die Ertrunkenen an einen Ort zwischen Tuzing und Ammerland in der Tiefe zusammenführt und nebeneinanderstellt. Bei hellem Wetter soll es dann zuweilen vorkommen, daß die Fischer den ganzen Haufen unten stehen sehen.

In kurzer Zeit halten wir vor dem Kloster Bernried, dessen Thurm und Gemäuer weithin ausleuchtet über der stillen Seeferne. Die Grafen Otto und Walter von Ballei haben es im Jahr 1121 für regulirte Chorherren gestiftet. Zur Seite desselben entstand damals auch ein Nonnenkloster, das durch die selige Herluca berühmt wurde. Diese war eine fromme Seherin, welche die Geschehisse des deutschen Reiches fast bis auf unsere Zeit vorausgesehen haben soll — eine Prophetengabe, um die ich sie leider nicht beneiden kann. Sie starb 1142 und ruht in der Kirche unter einem Stein, der mit einem Kreuz bezeichnet ist.

Eine andre Berühmtheit aus der damaligen Zeit des Klosters ist Paul, der Chorherr, der nicht allein das Leben der seligen Herluca, sondern auch einen Commentar über die Thaten Gregors VII. geschrieben hat, welcher reich ist an Aufklärung über das Leben dieses Papstes.

Von da an hört man wenig mehr von Bernrieder Celebritäten. Die Chorherren — etwa ein Duzend — lebten still und friedlich durch die Jahrhunderte hin, bis auch sie das Schicksal der Auflösung erreichte. Die

Klostergebäude kamen darauf in verschiedene Hände und gehören jetzt dem Freiherrn v. Wendland, k. bay. Gesandten in Paris. Das meiste davon ist schon vor Jahren abgetragen worden, doch steht noch ein schöner Flügel und ein Garten dabei mit herrlichen Bäumen.

Seeshaupt, ein Dorf am Haupt, am Anfang des Sees gelegen, wo das kleine Würmbächlein, das ihm seinen ältern Namen gegeben, hineinstreift, war ehemals nur hie und da von einem Bergfahrer besucht, ist aber jetzt durch das Dampfboot, das täglich zweimal anlandet und nicht selten einen ganzen Troß von Reisenden absetzt, mitten in den großen Weltverkehr hineingerissen. Die Seeshäupter sehen dem Treiben jetzt gemächlich zu, wohl fühlend, daß ihnen daraus kein Schaden entstehe; auch der Wirth hat sich nunmehr hinein gefunden. Doch soll er, als man noch an dem Dampfboot zimmerte, die drohende Gefahr des wachsenden Fremdenbesuches mit Angst und Bangen betrachtet und oft verzweiflungsvoll gerufen haben: „Ja, wo nimm ich denn die Krüg' her, wenn jetzt so viel Leut kommen?“

Von Seeshaupt fahren wir wieder abwärts und steuern am östlichen Gestade hin, wo zunächst St. Heinrich liegt, eine kleine Kirche mit dem verwitterten Denkmal ihres Gründers, des Einsiedlers Heinrich, der ein Graf von Andechs gewesen sein soll. Nach diesem folgt Ambach, wo man sich beim Fischmeister, wenn's ein glücklicher Tag ist, mit sehr schönen Lachsforellen, Heften und Wallern bewirthen kann.

Eine Stunde davon, Tuzing gegenüber, liegt Ammerland und an diesem Orte treten wir also wieder in den Zauberkreis der feinen Landhäuser und Toiletten, der städtischen Bildung und Bornehmheit.

Amuthsvoll und lustig steht das gethürmte Schlößlein über den Wogen, die es weithin sichtbar beherrscht. Nicht selten erscheint ein etwas langes, bräunliches Gesicht am Fenster, ein Gesicht voll heiligen Ernstes und weltlicher Schalkheit, das scheinbar dem Zuge der Wolken oder dem Spiele der Wellen nachgeht, während der Geist vielleicht vertieft ist, eine alte Legende neu zu firnissen oder im Staatshämmorrhoidarius unsere göttliche Bureaokratie an ihre Menschlichkeit zu erinnern oder durch eine Casperstragödie die Schuljugend von ihren Leidenschaften zu reinigen oder durch eine witzige Caricatur einen guten Freund zur Selbsterkenntniß zu leiten. Ist das nicht, wird aber jeder Münchner alsbald sich fragen, ist das nicht der Graf und Burgherr, unser Pucci, der lange Dichter, Zeichner und Musiker, Dramatiker für Kinder und Erwachsene, der oft an schönen Sommer- tagen hier zu finden ist, in glücklicher Ferne von der Stadt, um rein aufzugehen in der Schönheit der Land- schaft und in der Kindlichkeit seines Gemüths?

Auch Hr. Paraquin hat sich hier eine stille Hütte erbaut, der wegen mißliebiger Gefinnungen abgethane Staatsanwalt, trotz des französischen Namens ein guter Deutscher aus der Pfalz, und ist derselbe bei heiterem Frühlingswetter oder vielleicht im ganzen Jahre seelen- vergnügt, den Staat und die Anwaltschaft in blauer Dämmerung hinter sich zu sehen, und das tägliche Ge- deihen seiner neun blühenden Kinder ungestört betrachten zu können.

Ein halbes Stündlein weiter und es thut sich der tiefschattige Park von Allmannshausen auf und mitten drinnen steht zwischen dustenden Blumenbeeten und rauschenden Springbrunnen, halbverdeckt von der

Tannen grünen Nebeln das hohe Schloß. Als ich da einst im Mondenschein vorüberging, fielen mir die schönen Verse von Eichendorf ein:

Sie sangen von Marmorbildern,
 Von Gärten, die über'm Gestein
 In dämmernden Lauben verwildern,
 Palästen im Mondenschein.
 Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
 Wann der Lauten Klang erwacht,
 Und die Brunnen verschlafen rauschen
 In der prächtigen Sommernacht.

Das Schloß gehört dem Hrn. Grafen v. Kamaldi, Regierungsrath zu München, einem sehr braven Manne. Für den Sommer gibt er's gewöhnlich der russischen Gesandtschaft zu miethen, welche dann ihre große Flagge hochmächtig über die höchste Dachspitze hinaufzieht und wehen läßt. Glückliche die Russen, die doch wissen, was sie für Farben, was sie für eine Flagge haben, während es unter den Deutschen seit den Befreiungskriegen immer nur der Vater halbverstohlen dem Sohne mittheilt, jeder unsicher, ob er bei dieser Gelegenheit nicht seine Carriere verdirbt oder ob günstigsten Falls nicht eine höhere Hand das theure Zeug ihm confiscirt, wie es in München beim Durchzug der Oesterreicher geschehen sein soll.

Das Gestade wird immer mannigfacher und anmuthiger. In dieser Gegend, umgeben von Gartenanlagen, welche die feinste Empfindung athmen, erhebt sich das Landhaus des Hrn. Baurath Himbsel, dessen Verdiensten wir schon oben einen kleinen Kranz zu flechten suchten. Von außen hat es fast ein bäuerliches

Ansehen und ist mit frommen Bildern schön bemalt, im Innern aber birgt es allerlei humoristische Fresken, welche Kaulbach, Zimmermann und andere der besten aus dem Münchner Kreise in genialen Stunden hingeworfen.

Dicht bei Himbfels Paradiesgärtlein liegt Leoni, wo mir immer der König von Thule einfällt. Es war einmal ein Staatsrath in Bayern, gar treu bis an das Grab. Als dieser kam zu sterben, gönnt' er alles seinen Erben, ausgenommen ein niedliches Häuschen bei Affenbuch, welches er vielmehr dem italienischen Sänger Leoni, seinem Freunde, als Vermächtniß hinterließ. Wie mancher Sänger und Dichter wünscht sich wohl einen solchen Staatsrath zum Freunde! Der wackere Leoni liebte es aber, was sich bei italienischen Sängern nicht selten findet, in seinen Mußestunden vor dem Herde zu stehen und das Innere der Kochkunst zu studiren. So soll ja auch unser Pellegriani die seligsten Tage bei seinem Jugendfreunde, Hrn. Galimberti zum rothen Kopf in Nürnberg, vielmehr in dessen Küche, verbracht haben, wo sie Hand in Hand, wie die Alchimisten nach dem Stein der Weisen, so nach der schmachhaftesten Sauce forschten, zwar ohne sie bestimmt zu finden, doch unterwegs schon durch manches leckere Brühlein ermunthigt und belohnt — und auf diese Weise kam er, nämlich der wackere Leoni, allmählig dazu, die feinsten Geheimnisse zu erfürwigen, so daß, wie manche Journale nur für Fürsten, Diplomaten und Staatsmänner schreiben, auch er nur für solche höhere Naturen kochen wollte. Die Münchner Bornehmheit, die Diplomaten, Staatsmänner und alle jene, welche als Feinschmecker mit Recht berühmt waren, wußten hier nicht allein einen

geistreichen Menschen, sondern was ihnen wohl bedeutender schien, auch einen guten Koch zu treffen und erhoben durch ihren zahlreichen Besuch das Häuschen bald zum elegantesten Orte an dem fünf Stunden langen See. Und so blühte es manche Jahre, wurde allerdings immer demokratischer, artete zuletzt so weit aus, daß es seine Hallen sogar dem gewöhnlichen Publikum öffnete, bis Leoni starb, worauf seine Wittve die Wirthschaft fortführte bis auf den heutigen Tag. Das Häuschen sieht noch immer vielen Besuch bei sich, obwohl manche schätzbare Tradition aus der guten alten Zeit verloren sein soll. In der Frühe, wenn die Morgenjonne das ganze westliche Ufer verherrlicht, alle Häuser, alle Schlösser, alle Kirchen glänzen, das blaue Gewässer in tiefster Ruhe und doch die ganze Landschaft belebend sich ausstreckt und das herrliche Gebirge hell und sonnenklar oben am Horizonte dahinzieht, um diese Zeit, sag' ich, ist es noch immer eine der schönsten Stellen am See.

Von Leoni führt jetzt ein schön gemalter Kreuzweg (die vierzehn Stationen des Leidens Christi), welchen wir der Frömmigkeit des Hrn. Baurath Himbsel verdanken, hinauf zur Höhe, wo auf freiem Felde das Dorf Auffirchen steht, ebenso gerne besucht wegen seiner uralten Wallfahrt als wegen seines guten Wirthshauses. Auch hier, wie an manchem andern Wallfahrtsorte, lebt die Sage, daß man den Grundstein der Kirche auf einen Wagen gelegt und diesen zweien Rindern zu ziehen gegeben habe, mit der Absicht, das Gotteshaus dort zu bauen, wo sie stehen bleiben würden. Ein seltsamer Zug der frommen Sage, daß sie in einer so wichtigen Angelegenheit so oft die Wahl den Ochsen

überläßt, obgleich hiezu aus dem weltlichen Leben manche Parallelen zu finden wären.

Nicht ferne von diesem Dorfe an schattiger Stelle ist der Ort, wo einst Karl Rottmann, unser berühmtester Landschaftsmaler († 1850), so gerne träumend in die Alpen schaute. Um hier das Andenken des Trefflichen zu erhalten, haben die Münchner Maler einen steinernen Ruhesitz errichtet, aus dem sich eine Pyramide erhebt. Man pilgert oft hinauf zu diesem Plätzchen und nennt es die Rottmannshöhe.

Nicht weit von Leoni beginnt der schöne Park, der zum königlichen Lustschloß Berg führt, welches der jetzige Herrscher in große Vorliebe genommen hat und während des Sommers oft auf mehrere Tage besucht.

Im Garten zu Berg wollen wir wieder einmal unsern Westenrieder hören, der sich da, fast zu gerührt, also vernehmen läßt:

„Gegenwärtig sind hier vorzüglich die sogenannten Bergleiten zu ungemein anmuthigen englischen Anlagen mit den herrlichsten Spaziergängen umgeschaffen worden. Zwischen Fichten, Tannen und Buchen führt der Weg über blumige Ebenen und Hügel, durch buschige Gänge, zwischen welchen sich entzückende Aussichten auf den See öffnen, oder die den Lustwandler in stille Dämmerungen aufnehmen, wo man, umflossen von den Wohlgerüchen saftiger jugendlicher Gesträuche und duftender Blumen, halb müde vor Lust auf einer Bank ausruhet, und dann voll von einer seltsamen Beklemmung nach etwas Entferntem sich sehnt, ohne zu wissen nach was, die Augen voll Thränen hat, ohne zu wissen warum, und, weil man von Niemanden verstanden zu werden glaubt, nach Gefilden einer entfernten Glückseligkeit jeufzt.“

Mit Bewunderung spricht derselbe auch von den englischen Segelbooten, welche damals (1784) Zimmermann, einer, der mit Cook um die Welt gefahren und in Starnberg kurfürstlicher Schiffmeister geworden war, auf den See gebracht hatte. Eines davon gehörte dem englischen Gesandten Trevor, „welcher an dem großen herrlichen Anblick des Sees und der Gegend zur Ehre seines Geschmacks außerordentlich viel Wohlgefallen fand.“ Dieses Boot führte den Namen Henriette nach seiner Gemahlin, welche dazumal im Schlosse zu Berg ihre Sommerfrische hielt. Westenrieder nennt sie ein junges, überaus geistreiches Frauenzimmer, welches während seines zweijährigen Aufenthalts in Bayern rein deutsch sprechen und nach den Regeln deutsch schreiben, auch die besten deutschen Schriftsteller kennen gelernt hatte. Er erlaubt sich dabei einen ziemlich schneidenden und sehr lezenswerthen Ausfall auf die Damen von München, welche deutsch, die Sprache ihres Vaterlandes, weder zu sprechen, noch zu schreiben verstünden. In der zweiten Auflage (1811) findet sich diese Apostrophe nicht wieder und es scheint also, daß die angesprochenen Damen bis dahin entweder deutsch reden und schreiben gelernt hatten oder daß der Schriftsteller der üblen Folgen wegen seine Rüge nicht zu wiederholen wagte.

Durch einen lichten Wald gelangen wir wieder ins Freie und können am See fortwandeln oder die sonnige Anhöhe hinauf, wo Schloß Kempfenhausen liegt, ein „treuherziges Bild guter alter Tage,“ kein Modeschloßlein, weder Cottage noch Villa, sondern ein ehrsam hochgiebliches Bürgerhaus, obwohl von „bessern Leuten,“ nämlich den Parth aus München im sechzehnten Jahrhundert erbaut. (Erwähnt wird der Ort aber schon im

elften, als einer von denen, die Herzog Arnulf dem Kloster Tegernsee genommen.) Eine kleine Kapelle steht im Hofe, in welche der gegenwärtige Besitzer, Hr. v. Schauß-Kempfenhausen, griechischer Generalconsul, Hofrath und Advocat zu München, ein schönes altes Bild von Michael Wohlgemuth gestiftet hat.

In dem alten Hause haben auch neuere Leute schon manche gute Stunde verlebt. Nicht minder scheint es zu Westenrieders Zeiten für die Vertrauten eine sehr angenehme Zuflucht und er selbst am Ende seiner empfindsamen Reise um den See sehr froh gewesen zu sein, hier bei Hrn. Hofkammerrath v. Birchinger etwas rasten zu können. „Das Schloß Kempfenhausen,“ sagt er mit Dankbarkeit, „ist das lebendigste um den ganzen See, indem sich hier seit undenklichen Jahren zur Zeit der Ferien gute Freunde zu versammeln pflegen, um auszuruhen und zur guten Stunde das Liedchen anzustimmen :

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus.

Ueberhaupt herrscht hier bei dem dermaligen Besitzer des Schlosses die edelste Gastfreiheit, die mich noch der Zeiten erinnert, wo jeder brave Ritter bei andern braven Rittern willkommen war.“

Wer hierherum von Hunger oder Durst überfallen wird, dem ist das gute Wirthshaus zu Haarfirchen, nicht weit hinter Kempfenhausen, dringend zu empfehlen, ¹ wer sich nicht in jener Lage befindet, der mag rüstig

¹ Ein Stündlein von da ist Merzbach mit einem ärmlichen Kirchlein, dessen Altarbilder aber, wie Lentner meint, sich dreißt anreihen dürften an Boisserée's deutsche Kunstdenkmäler.

fortgehen und wird in einer halben Stunde wieder nach Starnberg kommen und dort bei Pellet die Münchner wieder alle beisammen finden wie am gestrigen Abend.

Jedoch, um weiter zu kommen, versehen wir uns ans obere Ende des Sees, nach Seeshaupt. Hier möge denn die Bemerkung stattfinden, daß sich zwischen dem Würm- und Ammersee und dem Gebirge, zwischen dem Reichenberge und dem Isarstrom auf viele Stunden hin ein eigenthümlich geartetes Land ausbreitet, das zwar keinen besondern Namen hat, aber, wenn man einen solchen schöpfen wollte, Morastia oder der Sumpfgau genannt werden könnte. Dieser District nimmt sich auf der Karte ungefähr aus wie die Länder an der Indionsbai. Außer den größeren Gewässern, die wir eben genannt, und dem Kochel- und Staffelsee, finden sich noch etliche hundert kleinere Seen, Weiher, Teiche und Tümpel. Allerlei Bäche führen deren Flüssigkeit der Amper oder den größeren Wasserbecken zu. Die Gegend ist hügelig und deshalb in landschaftlicher Beziehung gerade nicht zu verachten, abgesehen davon, daß das Hochgebirge immer in Sicht ist. Auf den Hügeln zumest haben sich die Dörfer aufgebaut, in den Niederungen dehnen sich die langen Sümpfe und Mosen dahin. Die Bevölkerung ist nicht sehr dicht, in den besseren Strichen wohlhabend, und, obwohl etwas eckig, doch nicht unschön. Von der Fülle der Klöster, die sich in diesem Ländlein, und zwar meist schon in den frühesten Zeiten aufgethan, hieß man es ehemals spasshafter Weise den Pfaffenwinkel. Die Herde der Kultur sind Weilheim,

die Stadt, und Murnau, der Markt, die an der alten Straße von München nach Innsbruck liegen.

Es ist noch nicht lange her, daß von Seeshaupt aus gegen Süden durch das Sumpfs- und Waldland nur ein gefährlicher Feldweg führte, weßwegen denn die Maler und Touristen, welche die Durchfahrt versuchten, männiglich zu Fuße gingen.

Jetzt dagegen ragt das Leben der Zeit schon sehr fühlbar herein in diese Wüstenei. Ober dem Ostersee auf der grünen Höhe hat Hr. Ministerialrath Weber den Hof zu Staltach erworben, der an dem Rande unermesslicher Torffelder liegt. Während er den Reichthum derselben durch sinnreiche Einrichtungen handsamer zu machen suchte, dachte er aber auch an einen neuen Weg, der in die große Welt hinausführen sollte und erbaute dann, die mannigfachen Hindernisse überwindend, eine zierliche Straße, die von Seeshaupt gegen Habach geht. Die Landleute bewunderten das Kömmerwerk als es fertig war und gaben nun gerne ihre Beiträge, um des Genusses theilhaftig zu werden. Jetzt rollen die Wagen behaglich dahin auf dem ebenen Wege — ein schönes Beispiel, was oft die energische Thätigkeit eines Einzelnen in Dingen vermag, über welchen die Bürokratie Jahrzehente lang fruchtlos brütet, wie z. B. über jenes Sträßchen, das wir oben schon einmal erwähnt. Das Labyrinth der kleinen Gewässer mit seinen Inseln, Land- und Meerengen, mit seinen Borgebirgen, auf welchen Nadelwäldchen prangen, und den stillen Buchten, die das Möhricht ausfüllt, hat übrigens einen ungemeinen Reiz. Wer die Mittel dazu hätte, könnte sich da einen wunderschönen Park anlegen.

Den Ausgang aus dieser Region wird man entweder

auf dem Weg nach Habach oder nach Sindelsdorf wählen. Von ersterem Orte gegen Murnau trachtend und einen Gangsteig verfolgend, gelangt man in einem Stündchen auf die Adlinger Höhe, welche eine weite schöne Aussicht über das Vorland und das Gebirge beherrscht. Von da abwärts kommt man in anderthalb Stunden, am Riessee vorbei, nach dem genannten Markte.

Von Sindelsdorf dagegen kann man auf der breiten Heerstraße, durch die Niederungen der Loisach, nach Bichel und Benedictbeuern fahren. Ersteres ist, wie früher erwähnt, ein wirthlicher Standort für Heilbrunner-Kurgäste; letzteres ein berühmtes Kloster, dessen weite Gebäude mit ihren langen Fensterreihen, von zwei niedern Kuppelthürmen überragt, fernhin sichtbar sind in der sumpfigen Fläche. Die steile Benedictenwand, in schönem Bogen geschnitten, steht mit großer Mächtigkeit dahinter.

Nach dem alten Berichte, den die böiischen Monu- mente mittheilen, haben dieß Kloster drei vornehme Männer, Lantfried, Waltram und Kiland, angeblich mit den fränkischen Pipiniden verwandt, um das Jahr 740 gegründet. Sie wählten diesen Ort, weil an einem andern, den sie vorher bestimmt hatten, die Zimmerleute sich durch göttlichen Rathschluß immer in die Finger schnitten und dann unschuldige Bögelein, „die aller Galle, das ist der Bitterkeit der Sünde bar sind,“ die blutigen Holzspäne hieher trugen und kleine Kreuzlein daraus bildeten. ¹ Nicht minder erbauten sie auch ein

¹ Eine Sage, die sich bekanntlich bei sehr vielen Kirchen wiederholt.

Klosterlein zu Kochel, ein solches zu Schlehndorf und ein gleiches auf dem Eiland des Staffelsees. Nachdem sie in diesen neuen Stiftungen von allen Seiten her die Heerhaufen der Mönche (*congregatis undique Monachorum agminibus*) und eine Menge heiliger Reliquien und göttlicher Bücher zusammengebracht hatten, begaben sie sich mit Genehmigung Herzog Tassilo's nach Mainz zu Bonifacius, dem Erzbischof, der dann auf ihre Bitten herbeikam und im October 740 die Kirche in ihrem Orte Buron im Huosigau zu Ehren des heiligen Benedicts und des Apostel Jacobus einweihte. Die Begabung war anfangs sehr beträchtlich, denn die drei Brüder und ihre Schwester Kailswindis schenkten nicht allein den ganzen Fleck Landes zwischen Seeshaupt, Walgau und der Isar, sondern auch Salzpflanzen zu Hall und Weingüter zu Bozen, welche letztere das Kloster bis zu seiner Auflösung behalten hat. Zugleich legten die sämtlichen Geschwister das Mönchsgewand an und der gelehrte Lantfried wurde zum Abt geweiht über die neugestifteten Siedeleien, in denen schon hundertundfünfzig Mönche wohnten. Kailswindis aber, die fromme Schwester, übernahm als Äbtissin das Kloster zu Kochel, welches den Nonnen eingeräumt war.

Auch von andrer Seite floßen die Schenkungen reichlich zu; Herzog Tassilo gab Mittelstadt mit aller Zubehör und viele Nachbarn erfreuten in gleicher Art den ehrwürdigen Abt, welcher bald nur der gute Lanzo hieß. Als er im Herrn entschlafen, folgte ihm in allen Würden sein Bruder Waltram und als auch dieser das Zeitliche gesegnet, trat Eliland an dessen Stelle. Dieser stand gar freundlich mit Kaiser Karl dem Großen und erhielt von ihm das alte und neue Testament geschenkt,

dessen Correctur der kaiserliche Hofcaplan besorgt, sowie auch die Regel des heiligen Benedict's, von jener Handschrift abgeschrieben, die der Stifter selbst mit heiligen Händen gefertigt hatte, endlich auch als schätzbarste Reliquie den Arm desselben.¹ Man setzte den drei Brüdern, welche, wie die alte Chronik sagt, das Kloster in höchstem Reichthum, in größter Ordnung und in tiefstem Frieden hinterließen, einen Grabstein mit schön gereimten Hexametern und Pentametern und lautet der erste Vers:

Mors atrox nullum consumere parcit homullum.

Den übrigen aber möge der neugierige Leser am angegebenen Orte gleichwohl selbst nachgehen.

Eine wunderliche Klostergeschichte, welche die Chronik erzählt, ist folgende:

Nachdem die drei Stifter dahingegangen, wurden dem Kloster nacheinander fünf wenig belobte Aebte von den weltlichen Machthabern aufgedrungen. Als der letzte derselben, Schnellhart, im Anzug war, fand sich plötzlich Adalung, ein Mönch voll großen Ansehens, vom prophetischen Geiste erfüllt und sprach: „Wisset, daß mit diesem Schnellhart unser Untergang hereinbricht, denn dieß weissagt das Schnelle in seinem Namen. Und damit ihr meinen Worten fester glaubt, werde ich heut noch aus der Welt gehen.“ Sofort, als am selben Tage alle in der Kirche versammelt waren, um den neuen

¹ Dieser, in einen silbernen Vorderarm gefaßt, wird noch jetzt in der Sacristei gezeigt. Er war, als der Aufhebungscommissär erschien, schnell beseitigt worden, kam aber nach Jahren unversehens zurück. In einer hölzernen Schublade der Sacristei liegen auch noch unordentlich die Gebeine der drei Stifter.

Abt mit Gepränge zu empfangen, stürzte der gebenedeite Mann mit ausgebreiteten Armen vor den Altar hin und gab den Geist auf. Daß er wahr gesprochen zeigte sich, als bald darauf die Ungarn kamen, das Kloster verbrannten, die Brüder marterten und ermordeten. Abt Schnellhart aber war „wie ein Miethling beim Einbruch der Wölfe“ nach Wessobrunn geflohen und starb daselbst.

Als die Ungarn auf dem Lechfeld vernichtet worden, nahm aber Herzog Arnulf die Güter des zerstörten Klosters in seine Hand und vertheilte sie seinen Kriegshauptleuten als Ersatz für die erlittenen Schäden. Es gelang erst später, doch kaum mehr vollständig, sie wieder zu sammeln. Nur zwei Mönche, Berchtich und Sintpercht hausten damals noch einsam in den Ruinen, bewahrten das Gedächtniß der Heiligen, wie die Asche der Väter und nährten sich kümmerlich von der AHung, die sie aus dem Thale bettelnd heimtrugen. Mit der Zeit aber, als die Ruhe des Friedens zurückgekehrt war, trat Wolfdeo, ein Priester, auf, und erhielt mit Fürbitte des heiligen Ulrichs, des Bischofs von Augsburg, vom Kaiser Otto die Wiederherstellung des zerstörten Gotteshauses zugestanden. Er selbst übergab dem heiligen Benedict was er an Eigen hatte zu Unering und zu Sindelsdorf mit Zugehör, sammt Knechten und Mägden.

Der weitere Verlauf der Klostergeschichte bringt so ziemlich dieselben Erscheinungen, wie sie schon da und dort an uns vorübergegangen sind, zumal viele Streitigkeiten und zwar zwischen den Mönchen und den Lebten wegen der Klosterzucht, zwischen beiden mit den Schirmvögten wegen der Einkünfte und der Güter und endlich mit den Bischöfen wegen der kirchlichen Stellung und Freiheit. Bischof Nitter von Freising, durch die Annehmlichkeit

und den Nutzen des Ortes befangen, erbat und erhielt ihn vom Kaiser zu Lehen; sein Nachfolger Ellenhard, damit nicht zufrieden, erlangte von Heinrich IV. sogar des Stiftes Eigenthum (1075), eine Schenkung, die aber der Kaiser nach drei Jahren schon widerrief. Bischof Hermann von Augsburg war boshaft genug, die Mönche, welche dem Papst anhängen, wegen ihrer politischen Gesinnungen anzuschwärzen und erschlich dadurch vom Kaiser abermals die volle Herrschaft über die Abtei, worauf er dann die frommen Brüder nicht unerheblich gequält zu haben scheint; allein, wie die Chronik deutlich merken läßt, so war es über den Sternen beschlossen, daß selbst geweihte Hände sich nicht ungestraft an St. Benedicts Zelle, die an der Loisach liegt, vergreifen sollten. Bischof Nitter von Freising nämlich starb eines plötzlichen Todes zu Ravenna, Bischof Ellenhard ging elendiglich an der Läusekrankheit zu Grunde und Hermann von Augsburg verendete an zahlreichen Geschwüren, welche mit großem Gestanke an seinem Leibe aufbrachen.

Als die Noth am größten, nahmen sich aber auch die Großen dieser Erde wieder um Lantfrieds Stiftung an. Kaiser Lothar II. gab ihr einen Schutzbrief gegen den Bischof von Augsburg, bestimmend, daß sie von dem Joch seiner Knechtschaft (ab ipsius servitutis jugo) fürderhin losgebunden, überhaupt ganz frei und unabhängig sein und unter kaiserlichem Schutze stehen solle. Papst Innocenz II. erließ drei Bullen in demselben Sinne, worinnen Herrn Walther, dem Bischof von Augsburg, Hermanns Nachfolger, wegen seiner Gewaltthätigkeit und Unterdrückung der Text nicht übel gelesen wird. Weitere Privilegien von den nächsten Päpsten und Kaisern folgten und zu derselben Zeit erscheinen. auch die

mächtigen Andechser als Schirmvögte des Stifts, welche ihm manche Gutthat erwiesen.

Nebenbei wurden auch viele Bücher abgeschrieben und die Bibliothek zu München bewahrt manche Kleinodien, die aus Benedictbeuren gekommen. Schon früher hatte Kifila, ein fränkisches Königskind, das zu Kochel den Schleier genommen, einen kleinen Bücherschatz in das Mannskloster verehrt. Wie großen Werth solche Schriften hatten, erhellt auch daraus wieder, daß Graf Adalrich zu Bozen 1074 für ein Meßbuch einen Weinberg zu Kungatsch hergab. Auch ein botanischer Garten ward gegründet, zu dessen Anlage man Samen und Kräuter von Tegernsee erbat.

Ein gemüthlicher Zug aus damaliger Zeit ist in einer Urkunde des Jahres 1238 erhalten. Abt Bernhard sagt nämlich: „Da jener, der die Sorge der Seinigen, namentlich der Hausgenossen versäumt, schlechter ist als ein Heide, und wir uns von solcher Untreue gerne etwas fern halten wollen, so haben wir den Mangel an Beleuchtung, welchen unsere geistlichen Schwestern (zu Kochel) bisher zu beklagen hatten, mit dem Auge des Verständnisses betrachtet und sie nach Maß ihrer weiblichen Schwachheit bedauert, zugleich aber auch beschlossen, sie vor den Schrecken der Nacht sicherer zu machen.“ Derothalben wird ein Gütlein bei Au zu Diensten der Küsterin gestellt, welche das Licht, das jede Nacht in der Schlafstube der Nonnen brennen soll, getreulich zu verwalten habe. Dagegen sollten die Schwestern auf ewige Zeiten bei der Frühmette den Psalm de profundis und ein Vaterunser beten.

Bis zum Jahre 1278 scheint übrigens das Selbstbewußtsein bedeutend gestiegen zu sein, denn man findet

da plötzlich eine ansehnliche Spur von weltlichem Hochmuth. Damals nämlich, als Kaiser Rudolf eben zu Wien verweilte, kamen Abt Ortolf und der Convent mit Bitten vor ihn und ersuchten, da sie der Hofämter, wie sie der Fürstlichkeit ihrer Abtei entsprächen, zur Zeit noch ermangelten, so wolle er doch erlauben, daß sie aus ihren Lehensleuten vier Würdenträger, als Marschall, Truchseß, Schenk und Kämmerer aufstellen und sie genüßlich, doch ohne des Klosters großen Schaden, mit Gütern ausstatten dürften. Kaiser Rudolf neigte sich dieser „vernünftigen Bitte,“ wie er sie nannte, willfährig zu, während die bayerischen Stände im Vormärz einen ähnlichen Vorschlag schon lange nicht mehr genießbar fanden, und so kamen auch zu Benedictbeuern wie zu Tegernsee die vier alten deutschen Hof- und Erbämter auf. Welche Geschlechter aber zuerst sich in diesem Glanze gesonnt, habe ich nicht gefunden, wohl aber, als ein weiteres Zeichen des hohen Ansehens, in dem die Abtei gestanden, eine Urkunde vom Jahre 1453, laut deren Kaiser Friedrich der Dritte den Abt zu seinem Hofcaplan ernennt.

Bei solcher Pracht der Geschichte verwundert sich fast jeder, der in Merians Topographie (1644) das Kloster im Bilde sieht, ein Häuflein unscheinbarer regelloser Gebäude, die sich schüchtern um ein gothisches Münster schaaren. Bei Wening dagegen, Anno 1701, ist es schon eine fürstliche Residenz, ein klösterliches Versailles, mit vielen Höfen, mit einer unabsehbaren Flucht zweistöckiger Gebäude, wo sich Fenster an Fenster drängt, mit einer Piazza, wo stolze Bogengänge, und in der Mitte die coquette Zopfkirche, die den Mönchen wahrscheinlich ein Wunder schien gegen das alte ehr-

würdige Gotteshaus, das sie zerstört. Jetzt ist darin keine Spur eines älteren Denkmals mehr zu finden.

Im vorigen Jahrhundert rühmte sich das Kloster noch, daß es von den Tugenden, denen es tausend Jahre lang seinen Ruhm verdankt habe, nicht abgefallen sei. Noch lebe dieselbe Kraft der Geister, dieselbe Liebe zu den Wissenschaften, welche bei der neu eingeführten Art der Studien demnächst einen ungeheuern Aufschwung (*ingentia incrementa*) nehmen würden. Es freute sich noch über die langen glänzenden Reihen seiner Gebäude, in denen selbst Fürsten die ihnen bestimmten Gemächer fänden und über den heitern Tummelplatz der Musen, den Büchersaal nämlich, der aufs Reichlichste mit Druckwerken und mit Handschriften ausgestattet sei. Aber in Mitte des Ruhmes und des Glanzes fiel das altergraue Stift der Weltlichkeit anheim.

Es war ein Abend, an dem sie noch kaum ahnten, was bevorstand, und am andern Mittag waren sie schon aufgelöst. Am 21. März, dem Benedictustag, als sie eben zu Ehren ihres Heiligen beim Mahle saßen, klopfte der Aufhebungscommissär an die Klosterpforte, erklärte, es sei vorbei mit ihnen, ließ die Thore sperren und begann sein einträgliches Geschäft. Sie gingen ruhig auseinander und es krächte, so zu sagen, kein Hahn nach ihnen. ' Ich kann's nur verstehen, wenn ich annehme, daß Lantsfrieds Nachfolger und der Hofcaplan Friedrich des Dritten und die Erbämter und Inful und Stab des Abts zu Buron ganz überflüssig geworden waren für die Zeit von 1803. So wird vielleicht noch manches

' Der letzte „Beurer Herr,“ Pater Franz Wagner, starb 1851 zu Bischof und liegt da begraben.

dahin gehen unter dem silbernen Mond, weil es in alten Traditionen befangen, auf nutzlose Würde bauend, sich nicht unentbehrlich zu machen wußte für die neue Welt.

Nun begannen bald rufige Arbeiter und schmutzige Tagelöhner Crown- und Flintglas zu bereiten in den Räumen, die noch vor kurzem für den ungeheuren Aufschwung klösterlicher Wissenschaft bestimmt waren. Im Jahre 1806 errichtete nämlich der unternehmende Utschneider in dem Kloster eine Kunstglashütte, aus der dann später das optische Institut hervorging, welches 1819 nach München verlegt und vorher wie nachher in der ganzen gebildeten Welt mit den größten Ehren genannt wurde. Hier lebte in jener Zeit als technischer Leiter unser Fraunhofer, der bescheidene, geniale Mann, der aus großer Armuth, fast ohne Schulunterricht, sich zur bedeutendsten Fähigkeit in seinem Fache hinaufarbeitete. Er starb leider früh, kaum neununddreißig Jahre alt, Anno 1826. König Max I. war dem altbayerischen Landeskind schon in seiner Jugend zugethan und hielt dem anspruchslosen Talente gar wacker die Hand, als es aus seiner Dürftigkeit an der Leiter der Ehren und Würden emporstieg. Es möchte sein, wenn ein recht fanatischer Optiker hieherkäme und die Leistungen der neuen Kunstglashütte mit denen der alten Abtei vergliche, daß er die Werke der erstern, welche die Wunder des sichtbaren Himmels uns näher gebracht, für ebenso wichtig ansähe, als die Beiträge der letztern zur Kenntniß der andern unsichtbaren Himmelsgegend, welche jenseits der Sterne liegt.

Seit 1818 sind aber die Klostergebäude gar für einen Fohlenhof zugerichtet und in schwierigen Zeiten,

wenn die ganze Kriegerschaft des Landes einberufen ist, müssen sie auch zur Aushülfe als Cavalleriekaserne dienen. Dann wird gewöhnlich ein Geschwader Kürassiere von München hieher verlegt und die weichen Felder des Alluvialbodens ertönen weithin von dem geviertelten Hufschlag unserer tapfern Panzerreiter. Mit dem Fohlenhof ist auch eine Staatsbrauerei verbunden und Liebhaber eines gewissen Getränkes werden hiemit nachdrücklichst auf die Klosterschenke aufmerksam gemacht.

In den frühesten Zeiten war die sumpfige Gegend um Benedictbeuern ein See, der sich da, wo jetzt die Loisach fließt, weit hinab erstreckte bis gegen Wolfartshausen, vielleicht auch über den Archipel von Iffeldorf mit dem Starnbergersee zusammenhing. Das letzte Wahrzeichen, vielmehr der eingeschrumpfte Nachkomme und Stammhalter dieses Binnenmeers ist der Kochelsee. F. W. Walthers hält ihn für nichts anders, als eine vom Sturz der aus dem Becken des Wallersees herabstürzenden Urgewässer ausgehöhlte Gumppe, welche in der Folgezeit durch die träge Loisach, die sie durchzieht, nicht mehr mit Geschieben ausgefüllt werden konnte. Die Loisach ist nämlich der langsamste und behaglichste unter den bayerischen Bergströmen. Und da man alle die Eigenschaften der bayerischen Flüsse getreulich angegeben findet, wenn man ihren Namen im keltischen, sei es hochschottischen oder bretonischen Wörterbuche aufsucht, so wollen also die Gelehrten auch glücklich gefunden haben, daß Loiz im Keltischen träg bedeute. Nimmt man dagegen die älteste Form Liubisaha her, so ergibt sich aha von selbst; Liub dagegen mag eine Abkürzung des damals sehr häufigen Namens Liubolf (Liebetwolf) sein und so hätten wir denn in Liubisaha eigentlich einen

Liubolfsbad. Was übrigens den Kochelsee betrifft, so ist die ganze untere Hälfte desselben eigentlich ein langer Morast, voll Binsen und Röhrrieh, weshalb man ihn auch den Rohrsee heißt.

Unterhalb Stunden von Benedictbeuern liegt Kochel, ein Dorf, in welchem, wie wir oben gehört, schon vor elfhundert Jahren die fromme Kailswindis ein Nonnenstift verwaltet hat, welches aber längst wieder verschollen ist, obgleich darinnen einst die Gemahlin des letzten Merovingers und die des letzten Agilolfingers den Schleier nahmen. Damals hieß der Ort Cochalun und es dient vielleicht zur Erklärung des Namens, daß die kleinen Erhöhungen in einem Moose, die entweder aus großen Felsstücken oder aus festem Erdreich bestehen und mit Gras oder Bäumen bewachsen sind, jene winzigen Moosinseln also, die sich auch in dieser Gegend sehr häufig finden, noch jezo Köcheln genannt werden.

Kochel ist der Geburtsort des riesigen Schmiedes Balthasar Mayr, welcher bei dem unglücklichen Heldenzug, den die Oberländer Bauern 1705 zur Befreiung der Hauptstadt und Vertreibung der Oesterreicher unternahmen, an Tapferkeit allen vorgeleuchtet hat. Er fiel bei Sendling auf dem Friedhof, einer der letzten im Kampfe, und Lindenschmitt hat ihn auf dem Gemälde, das die Mauer der Kirche ziert, besonders verewigt. Erst vor ein oder zwei Jahren machte sich ein Unberufener an diese Heldenfigur und untersuchte die Angaben und die Quellen näher, kam aber endlich zum Ergebniß, daß der Schmied von Kochel gar nie existirt habe. Die neue Münchner Zeitung brachte selber dieß seltsame Resultat.

Jetzt ist Kochel ein beliebter Sommerplatz, für

Bergsteiger höchlich empfohlen wegen der Nachbarschaft besonders schöner Boralpen, die mit herrlicher Fernsicht in die Ebene hinaus und ins Gebirge hinein begabt sind. Dicht ober Kochel liegt nämlich die Benedictenwand (5500'), die auch von hier aus auf der gangbaren Rückseite am leichtesten zu ersteigen ist, und die Jocheralm, weiter gegen Westen aber der Herzogstand (5380') und der Heimgarten (5480'). Diese vier Alpengipfel möchten unter den bayerischen wohl diejenigen sein, die am öftesten erklettert werden. Der Benedictenwand zumal sagt man rühmend nach, daß von ihrer Höhe aus sieben namhafte Seen zu erblicken seien.

Eine halbe Stunde ober Kochel liegt zu Füßen eines ungeheuern Felsenstockes die Mühle am Joch, eine sehr saubere Mühle in einem sanft melancholischen Thälchen. Von hier können wir auch einen Ausflug nach Schlehendorf unternehmen. Wir fahren, so Gott will, im herrlichen Sonnenschein am Hochgebirge hin, bewundern den blauen Seespiegel, in den da ein Tauchentchen, dort ein ferner Einbaum seinen silbernen Streifen zieht und steigen nach einer halben Stunde zu Schlehendorf ans Land.

Dieser Ort ist am 17. October 1846 unter eines Orkanes Brausen abgebrannt und darauf ganz neu wieder auferstanden. Chemals war es ein malerisches Hochlandsdörfchen, aus niedlichen, im Alpenstyle erbauten Bauerhäusern, Blumen- und Obstgärten, Brunnen und Misthaufen bestehend — aber nach dem Brande nahm ein gebildeter Stadtarchitekt die Sache in die Hand, erklärte jene idyllische Traumwelt für einen überwundenen Standpunkt und überließ sich ganz den Eingebungen des neuesten Geschmacks. So erhielten denn die guten

Schlehdorfer lauter sehr logisch=abstracte Häuschen, eines wie das andere, wie wenn sie alle in der Fabrik gefertigt wären, säuberlich in Reih und Glied gestellt und mit genau bemessenem Abstände, so daß sie von der Ferne aussehen, wie ein kleines numidisches Zeltlager oder nach der Meinung anderer wie eine Sammlung von Hundshütten. Als nun aber die sentimentaln Sommerfrischler, welche die Philosophie dieser Anlage nicht zu würdigen wußten, wieder kamen, schlugen sie die Hände über dem Kopf zusammen und riefen: „Ja, wo ist denn unser altes reizendes Schlehldorf? wer ist denn dieser — Künstler?“ Der Jammer ging in die öffentlichen Blätter über, der Architekt suchte zu beweisen, daß seine Tadler von der Baukunst der Zukunft nichts verstanden und daß er sich um die Meinung der Unverständigen nicht zu kümmern brauche und so fort, bis endlich die Regierung, was man sehr lobenswerth fand, den Ausspruch that, daß man bis auf weiteres im Gebirge den Gebirgsstyl zu schonen und beizubehalten habe.

Schlehdorf war seiner Zeit auch ein Kloster, und das nicht umfangreiche, aber zierliche Gebäude mit der Kirche steht noch auf einer lustigen Anhöhe über dem Dorfe. Jetzt gehört es einem Kaufmann aus Bremen, und Geheimerrath Dr. v. Martius, der einst in Brasilien den Grundstein seines Ruhmes legte, verlebt dort gewöhnlich die Sommermonate.

Schlehdorfs Wiege lag aber eigentlich in der Scharniz, in solitudine Scarantiae. Es war zwar schon vorher eine Zelle hier, dieselbe, die Lantfried, der Stifter von Benedictbeuern gegründet, aber namhaft und ansehnlich wurde die fromme Gesellschaft erst, als die Mönche zu Scharniz, welches zehn Jahre früher

errichtet worden, sich (772) aus jener Wildniß an diesen Ort versiedelten. Sie verehrten den heiligen Tertulinus, dessen Gebeine der fromme Reginprecht von Papst Adrian zu Rom erhalten und nach Schlehdorf herausgebracht hatte. Der Heilige war still und bescheiden und man hat nie etwas Besonderes von ihm gehört, aber, wie der Reiz der Menschen einmal ist, so wollten sich die frommen Brüder zu Puro im grauen Alterthum doch keineswegs glücklich fühlen, so lange sie nicht auch St. Tertulin's ehrwürdige Ueberbleibsel zu den ihrigen zählen dürften. Ein gewisser Adalbero, ein Mann der gebildeten Stände, der Sohn einer Schlehdorferin, brachte denn auch, wahrscheinlich nicht ohne geheime Aufmunterung, den heiligen Leib in einer nebligen Novembernacht in das Schwesterkloster hinüber. Daran erfreuten sich die Brüder gar höchlich und legten ihn in einen Sarkophag; einige von den Vorsichtigern aber nahmen sogleich das Haupt und die wichtigsten Knochen und verbargen sie, ohne Adalbero's Wissen, in einem ausgehöhlten Stein. So blieb die Sache, bis einst Adalbero mit einem Priester von Schlehdorf in Streit gerieth und ihm dieser, als letzten Trumpf, die Worte zurief: Halt's M—, Adalbero, und schweig, du hast deinen heiligen Tertulinus gestohlen! Adalbero, darüber betroffen und bald reuig, nahm nun die Knochen, die im Sarkophage geblieben waren und brachte sie wieder nach Schlehdorf. Bischof Gotescalch aber, welcher gehört hatte, daß noch einige Gebeine jenseits des Sees zurückgehalten würden, meinte, man sollte sie nöthigenfalls mit Gewalt erheben. Auf dieses begab sich nun Ratold, der würdige Abt von Benedictbeuern, nach Schlehdorf zum Bischof und versicherte, er wisse

gewiß, daß von den Gebeinen nichts zurückgeblieben sei und so ging die Sage aus, St. Tertulinus sei wieder ganz zu Schlehndorf, während die Benedictbeurer gar wohl wußten, was hiervon zu halten sei. — Wir würden indessen diesen Zug aus der Vorzeit vielleicht unerwähnt gelassen haben, wenn er nicht wegen seines hohen Alters unsre Ehrfurcht verdiente, denn es sind schon bald neun Jahrhunderte vergangen, seitdem alles dieses sich begeben hat. Uebrigens berichtet uns die Geschichte mehrere Vorgänge dieser Art und berühmt ist namentlich der Streit des Klosters Reichenau im Bodensee mit der Republik Venedig über die Frage, wer von beiden die wahrhaften Ueberbleibsel des heiligen Marcus besitze, oder jener des Klosters St. Denis bei Paris mit dem Stifte St. Emmeran zu Regensburg über die Gebeine des heiligen Dionysius, welche Kaiser Arnulf aus Francien mitgebracht haben soll.

Im zehnten Jahrhunderte, zur Zeit des Ungarnelends, sank mit den andern oberbayerischen Klöstern auch Schlehndorf in Staub und Asche, worin es fast zweihundert Jahre liegen blieb, bis Bischof Otto von Freising es wieder erhob und, nachdem da früher St. Benedicts Jünger gewohnt, die regulirten Chorherren des heiligen Augustins einsetzte. Aber auch nachher litt das Stift noch unter verschiedener Noth, Brandgefahr und Verheerung. Die späteren Urkunden des Klosters beziehen sich zumeist auf die Fischerei im Kochelsee, über welche mit dem Bischof zu Freising und dem Abte zu Beuern hundertjährige „Späne, Irungen und Zweungen“ obwalteten. Herr Stephan von Schmiedchen, Hofmeister Herzog Albrechts, erließ darüber 1455, am Samstag vor Oculi, einen Urtheilsbrief, welcher jetzt in den

boischen Monumenten zwölf Seiten umfaßt und wohl einer der längsten ist, die uns aus jener Zeit erhalten sind.

Lassen wir nun Schlehndorf, um wieder ans Joch zurückzukehren und den Kesselberg zu besteigen. Wir gehen die Straße entlang, immer aufwärts und vergessen dabei nicht, den Wasserfällen, die im nahen Walde rauschen, einen Umweg von etlichen Schritten zu opfern. Die Straße selbst, zu ihrer Zeit ein Meisterstück, wurde unter Herzog Albert IV. von dem Münchner Bürger Heinrich Bart gebaut und 1492 vollendet. Oben in einem grauen Steine, links vom Wege, sind einige gleichzeitige Reime eingemeißelt, welche den Herzog und den Baumeister ehren.

Dieser Kesselberg ist eigentlich eine Landenge, welche den Kochel- und den Walchensee auseinandehält und kaum eine halbe Stunde breit ist. Es geht eine alte Mähr und ich glaube sogar eine Weissagung, daß einmal der Walchensee, der um 600 Fuß höher liegt als sein Nachbar, aus seinem Bette ausbrechen, d. h. den Kesselberg durchreißen, dann mit jenem vereint gen München ziehen und dieses ersäufen werde. München muß versinken, sagt der gemeine Mann, und hört eine gewisse Bürgerschaft hiefür sogar aus dem obwohl sehr schlechten Reime heraus. Man spricht noch hin und wieder ernstlich von der Sache, ja man erzählt sich, daß in der Gruftcapelle zu München sonst täglich eine Messe gelesen und alljährlich ein goldener Ring geweiht, dieser aber in den See geworfen worden sei, um ihn bei freundlicher Stimmung zu erhalten. Seltsam und auffallend ist die beiderseitige Stellung dieser Nachbarseen immerhin — während der Kochelsee nämlich im

tiefen Thale ruht, 1900' über dem Meer, birgt sich der nahe Walchensee in einem hohen Bergkessel, der 2500' über dem Meere liegt. Seine größte Tiefe, am westlichen Gestade, wird zu 687' angegeben, so daß er an seiner tiefsten Stelle noch unter den Wasserspiegel des Kochelsees hinunter reicht. Der Volksglaube hält ihn für bodenlos.

Der düstere Walchensee mit seinen tiefgrünen Wellen, allenthalben bergumgeschlossen, wird von F. W. Walther mit Glück den ernststen schottischen Lochs verglichen. An seinen Ufern, beim Klösterlein, das im zwölften Jahrhundert die Benedictbeurer angelegt, ist den rings aufstrebenden Hochwäldern ein majestätisches Echo zu entlocken. Auch dieser See hat Liebhaber, die für ihn schwärmen wegen der hohen Einsamkeit und der tiefen melancholischen Ruhe, die auf seinen fast unbewohnten Gestaden dämmert. Manche einsiedlerische Seele, die dem Muße nachgegangen, hat da schon ferne von der Welt gar glückliche Tage verlebt. Das Posthaus, welches weiter einwärts fast am Ende des Sees liegt, ehedem als schlecht und theuer verschrien, ist in neuerer Zeit ganz nach Wunsch geändert worden, was allen Eremiten zur lockenden Nachricht dienen mag.

Bei Urfeld am Anfang des Sees geht das Sträßchen ab, welches in die Zachenau hinüber führt. Dem Ufer entlang sieht man da die bleichgelben Felsenplatten, welche unter dem seichten Wasser ein paar Ellen weit in den See reichen und dann plötzlich abbrechen, worauf sogleich die ungeheure schwarze Tiefe beginnt.

Am Eingang der Zachenau bei Sackenbach stehen zwei schöne Häuser. Zumal das eine rechter Hand ist erst vor kurzem ganz neu und fast mit Pracht erbaut

worden. Der steinerne Antritt, die schönen großen Fenstercheiben, die feinen kostbaren Vorhänge im obern Stoc und die gemalten Cassettirungen unter dem vorspringenden Dache, kurz das ganze prunkende Ansehen des Haus fielen uns wirklich auf, als wir vor zwei Jahren des Weges kamen. Wir standen bewundernd an der Straße und gewahrten dabei auch ein unansehnliches Bäuerlein, das in ärmlichem Anzug auf der Sommerbank vor der Thüre saß. Dieses wandte bald heran und als wir fragten, wem das Haus gehöre, lispelte es mit leidender Stimme: mir selber. Als wir es wiederholt belobten, deutete der kranke Mann auf seine Brust und seufzte: für was ist mir das alles gut, wenn ich aus der Welt muß? — Ach, armer Philosoph! Und seitdem hat er auch wirklich aus der Welt müssen.

Von Sachenbach zieht das Sträßchen durch den Wald hinauf und dann wieder abwärts, bis es nach einer Stunde die Kirche der Jachenauer erreicht. Gotteshaus und Friedhof, Wirthshaus und Regelpfand stehen hier traulich beisammen und außerdem noch ein paar Häuser. Es ist der Hauptplatz des Thales, im Sommer ziemlich lebendig und gerne besucht von Eingebornen und Fremden. Die Jachenau wird von der Jachen, dem Abfluß des Walchensees, durchströmt, ist über drei Stunden lang, hat zwar keine Dörfer, aber viele zerstreute Höfe und weiter unten noch ein Wirthshaus, „beim Bäckern.“ Am Ende des Thales, am Langeneck, steigt man wieder über einen waldigen Berghang abwärts in die Isargegend. In einer kleinen Stunde wird man nicht mehr weit von dem gastlichen Lenggries sein.

Die Zachenauer, obwohl nicht weit von den schwäbischen und halbschwäbischen Lechrainern und Werdenfelsern entlegen, gehören doch zu dem reinsten und besterhaltenen Schlag der Bajuwaren. Sie sind schön und zierlich gebaut, dabei voller Beweglichkeit und Kraft. Auch die Mädchen zeigen sich in der ersten Jugendblüthe recht hübsch und einnehmend, gehen aber später leicht ins Derbe und Breite über. Die Häuser werden sehr sauber gehalten und gewöhnlich mit Reimsprüchen geziert. Es herrscht viel Wohlstand in dem Thale und namentlich die Wälder geben reichlichen Ertrag. Selten kommt es daher vor, daß der Zachenauer in die Fremde wandert. Noch weniger sehnen sich die Zachenauerinnen hinaus in das übrige Deutschland, ja manche soll, wie der Witz der Nachbarschaft behauptet, schon am Langeneck erschrocken umgekehrt sein, ganz laut ausrufend: *Ui, ischt ebber die Welt a Größ'n!*

Das alte zierliche Gewand der Zachenauer, grüne, gelbausgenähte Röcke von altväterischem Schnitt und grüne große Bänderhüte, sieht man noch auf den Trachtenbildern, aber im Leben ist es, wie früher gemeldet, untergegangen und hat der Zoppe und dem spitzigen Hütlein von Miesbach seine sämtlichen Rechte hinterlassen. Auch das andere Geschlecht trippelte noch zu Menschengedenken in der Farbe der Jägerei einher, hat sie jetzt aber auch schon lange abgelegt und folgt mehr und mehr den Mustern, die in der Nachbarschaft zur Anerkennung gelangen.

Das historisch Merkwürdige beschränkt sich darauf, daß die Zachenau früher dem Stifte Benedictbeuern gehörte und von den Mönchen in ihrer Bildersprache das Thal Nazareth genannt wurde. Noch gehört hieher

etwa auch der Zigeunerbrunnen, der unten am Langeneck sich findet, wo nach der Sage diese fahrenden Heiden ihre leibesschwache Ureltermutter lebendig begraben haben.

Die Zachenauer sind ein altväterischer Clan, eine *prisca Gens mortalium*. Gleichwohl zeigt sich dieß mehr in ihrer Gemüthsart, als gerade in ihren Sitten und Gebräuchen. Aus jener leuchtet zumal Uneigennützigkeit und Wohlwollen oder mit einem Wort ein gutes Herz hervor. Sie lieben sich einander, und namentlich nicht nur ihre Kinder, sondern auch ihre Eltern. Die alten, schwachen „Austräger“ werden mit Milde und Achtung behandelt, nicht wie anderswo so oft mit Härte und Rohheit. Sie legen großen Werth auf den ewigen Frieden in der Gemeinde und bringen diesem lieber ein Opfer, ehe sie es zu Streit und Hader kommen lassen. Vielleicht aus Besorgniß, daß diese patriarchalische Eintracht leiden könnte, sehen sie es ungern, wenn Auswärtige in das Thal herein heirathen. Von den sechsunddreißig Hofbesitzern sind zur Zeit nur drei mit fremden Frauen verehlicht. So stark das Thal von Reisenden besucht wird, so fällt es den Leuten doch nicht ein, auf diese zu spekuliren. Sie freuen sich ihres Zuspruchs, sind freundlich und herzlich mit ihnen, leben aber sonst dahin, als wenn für sie die Touristen gar nicht vorhanden wären. Ein Zachenauer erzählte neulich, es sei letzten Sommer ein Reisepaar aus Sachsen plötzlich vor seiner Thüre gestanden, habe ein paar leere Stuben bemerkt, gleich davon Besitz genommen und vierzehn Tage darin gewohnt. „Was habt ihr denn dafür genommen?“ Ach, was sie gerne gegeben haben — darauf rechnen wir ja nicht! — Der Werth der Schule wird anerkannt und die Kunst des Lesens fleißig

geübt. — Vor nicht langer Zeit soll es fast unerhört gewesen sein, daß ein Mädchen zu Falle gekommen, während es jetzt allerdings nicht mehr gar zu selten. — Was Sitten und Gebräuche betrifft, so scheint dagegen, wie schon angedeutet, keine auffallende Eigenthümlichkeit mehr vorhanden zu sein, zumal nachdem auch seit sechs Jahren das seltsame Bodopfer, ein uraltes, echtes Ueberbleibsel des Heidenthums nicht mehr gefeiert wird.¹ Es finden sich zur Zeit auch im dortigen Bauernkalender nur noch Johannisfeuer, Rauchnächte und derlei allenthalben vorkommende Uebungen. — Mit unsrer Regierungsform sind die Zachenauer zufrieden; „die gute alte Zeit“ hat keine blinden Verehrer, denn wie die Väter behaupten, so sind die Untleute des Klosters nicht gar sanft mit ihnen umgegangen. Nur darüber sind die jetzt Lebenden ungehalten, daß die Lust der Waffen so ganz zu Boden gelegt sei. Die Jagd ist dem König verpachtet und die Forstleute wollen's durchaus nicht leiden, daß sich die jüngeren Männer mit Feuergetwehr befassen. Zuweilen sei wohl ein Schießen, aber nur

¹ „Eine uralte Gewohnheit der Osterfeier hat sich in der Zachenau erhalten. Es wird nämlich in jedem Jahre der Reihe nach von einem der 36 Hofbesitzer ein Widder zum Besten gegeben, in Vierteln gebraten, dann wieder in einem Korb ganz zusammengestellt, am Kopf mit einem Kranz von Buchs und Bändern geziert und, ganz wie die Opfertiere des germanischen Heidenthums, an den Hörnern vergoldet; der Erbe des Hauses oder der Oberknecht trägt dann den Widder zur Weibe in die Kirche und von da ins Wirthshaus, wo ihn der Wirth zerhackt und der Hirt eines jeden Hofes den treffenden Theil in Empfang nimmt, der Rest verbleibt den armen Söldnern. Es ist interessant zu sehen, wie auch hier heidnischer Opferrdienst in die Formen des jüdisch-christlichen Paschah nur unvollkommen verkleidet ist.“ *Bavaria*, I. 371.

als Spaß für alte eingeschossene Jägersleute. Von den herantwachsenden, volljährigen Thalbewohnern wußten die wenigsten, wie man einen Stutzen lade. Sie blickten mit Reid auf das benachbarte Tirol, wo gerade in diesem Stücke ganz andere Grundsätze herrschen. „Wenn wir einmal unser Thal vertheidigen müßten, sagte ein Zachenauer, es wäre eine Schande, daß Gott erbarm.“ „Nu, müßten uns halt die Mistgabeln rausreißen!“ setzte ein anderer ironisch hinzu. „Die Tiroler Landeschützencompagnien, sagt Lentner, sind freilich ein schöner Beweis für die eingeborne Wehrhaftigkeit unserer Bergvölker, dafür aber genießt dort auch niemand mit Vorzug des Jagdvergnügens, viele Tausende aus kaiserlichen Rassen und sonstige Privilegien ermuntern zur Schießlust und ist der Landeschütze aufgeboden, so zieht er einen namhaften Sold.“¹ Es fragt sich also, ob bei uns der zarten Sorgfalt für Reh' und Hasen nicht etwas zu viel Rücksicht zugewendet werde, obwohl ich dabei nicht vergessen will, was ich oben S. 236 selbst als die Meinung angeführt habe, welche das Leizachthal über diesen Gegenstand in den Jahren 1848—50 äußerte.

¹ Doch würde es in Tirol nur wenig Beifall finden, wenn man die Landeschützen, wie 1848 und 1859 geschehen, abermals zu Tausenden aufbieten und monatelang zur Bewachung der italienischen Grenzen verwenden wollte. Sie sind, da auch die Gemeinden dem Solde zulegen müssen, sehr kostbar, versäumen sehr viel und der Dienst wird doch nicht so genau verleben, wie von geschulten Truppen. Dagegen wird noch immer, wie früher, anerkannt, daß diese Schützen zum Wehrdienst im Innern des Landes und namentlich für Vertheidigung des Heimathsthalles unübertrefflich und unerseglieh sind.

Die Gegend vom Waldensee bis Mittenwald gilt nicht für besonders schön, doch erhebt der Anblick des rauhen, großartigen Karwendelgebirges. Auf halbem Wege liegt das Dorf Wallgau, das also, wie schon oben erwähnt, durch seinen Namen an die alten Römer erinnert. In der That scheint auch noch ein Tröpfchen ihres Geblütes vorhanden zu sein, denn zumal unter den Mädchen und Weibern sieht man stellenweise Gestalten, die — wenigstens hier zu Lande — auffallen dürfen — tiefe Hautfarbe, aber doch frische rothe Backen darauf, volle Lippen, dunkles Haar und hin und wieder sogar eine Römernase. Ich habe mich auch unter den Flurnamen in der Gemeinde nach römischen Fundlingen umgesehen, doch, wie ich aufrichtig gestehe, nichts gefunden.

Mittenwald, ein Markt, zwischen hohe Gebirge eingeklemmt, ohne besondere Reize der Umgebung, ist eigentlich in unsern Boralpen der einzige größere Ort, der keine Sommerfrischgäste anzieht. Die Nähe der Scharniz, des früher befestigten Passes, der öfter belagert und erstürmt wurde, hat dem Flecken in Kriegszeiten immer viel zu leiden gegeben. Auch Brandunglück, Viehseuchen und anderlei Mißgeschick kam oftmals über ihn. Es herrscht daher wenig Wohlstand, obgleich viel Fleiß und Betriebsamkeit. Die Mittenwalder haben sich nämlich, wie bekannt, schon lange der Fertigung der Geigen zugetwendet, und fördern deren jährlich viele Tausende zu Tage. Hr. Professor Schaffhäutl hat dieses Gewerbe in dem Bericht über die Münchner Industrieausstellung geschichtlich dargelegt und wir entnehmen seiner Arbeit folgenden Auszug:

Berühmt unter allen deutschen Geigenmachern ist

Jakob Stainer von Absam bei Hall in Tirol, welcher seine Kunst bei Nicolaus Amati zu Cremona erlernte, später wieder als Meister in seinem Geburtsort lebte und da 1683, leider im Irzinn, verstarb. Zu diesem begab sich einst ein Junge von Mittenwald, Aegidius Kloy, in die Lehre und siedelte sich dann in seiner Heimath an. Er wurde ein würdiger Schüler des alten Stainer, und seine Violinen stehen so hoch im Ansehen als die seines Lehrers. Aegidius unterrichtete natürlich auch seinen Sohn Matthäus in allen Theilen der Geigenmacherei; allein der lebendige strebsame Mann war damit nicht zufrieden. Nachdem er bereits zwanzig Jahre in Mittenwald als Geigenmacher gelebt, zog ihn die Sehnsucht nach Vervollkommnung von der Heimath fort. Er durchreiste, viele lustige und traurige Abenteuer bestehend, die in seiner Kunst berühmtesten Städte Oberitaliens, unter andern Florenz und Cremona, und kam mit vielen Erfahrungen nach Hause, aber auch mit dem Entschlusse, aus Mittenwald ein zweites Cremona zu schaffen. Etwa im Jahre 1683 begann er diesen Gedanken auszuführen. Er unterrichtete eine bedeutende Anzahl von Bürgersöhnen in allen Vortheilen der Geigenmacherei, und gründete dadurch einen Fabrikzweig, welcher den Markt damals von der aus verschiedenen Ursachen drohenden Verarmung rettete, und gegenwärtig sich noch in schöner Blüthe befindet. Die beiden Firmen Neuner-Hornsteiner und Bader stehen heute noch an der Spitze des Geschäftes und besorgen den merkantilen Theil desselben.

Den Reichthum dieser Gegend bildet höchstens das herrliche Fichtenholz. Viehzucht ist wenig einträglich, Ackerbau gar nicht durchzuführen. Die Geigenarbeiter

selbst waren und sind bis zum heutigen Tage höchst einfache Gebirgsbewohner, welche ihre Produkte früher nicht anders absetzen konnten, als daß sie, wie ihr Lehrrer Kloß, die fertige Waare auf den Rücken nahmen, um sie, von Haus zu Haus wandernd, feil zu bieten.

Als noch Klöster bestanden, war der Absatz dieser Waare in solcher Weise leicht auszuführen, ja sie war die beliebteste, weil die Weigenmacher in den gastfreundlichen Stiftern stets sehr gut aufgenommen und bewirthet wurden. Später begann das Gewerbe zu stocken, bis sich endlich thätige Kaufleute der Sache zuwandten, den Arbeitern ihre Waare um einen bestimmten, freilich überaus niedern Preis regelmäßig abnahmen und so auf diesen Gewerbszweig ein eigenes, sehr weit ausgebreitetes Handelsgeschäft gründeten. Ihre Produkte gehen nach allen Theilen der Welt, vorzüglich nach England und Amerika, dann nach der Schweiz und Rußland. Es sind noch immer über hundert Arbeiter beschäftigt und da, wie man sagt, in der ganzen Welt kein so treffliches Holz zu finden, so hoffen sie mit Gottes Hülfe auch in dem Wettkampf obzuziegen, der ihnen neuester Zeit allerdings von vielen Seiten angeboten wird.

Don Starnberg über Weilheim nach Partenkirchen. Ammergan.

Die Straße von Starnberg nach Weilheim ist sehr uneben; doch genießt der Wanderer, der sich nach dem Gebirge sehnt, auf den Höhen ober Monatshausen, eine ahnungsvolle Fernsicht über den Ammersee und das ziemlich sumpfige Land, welches sich weit und breit ausdehnt bis an die Alpen, die in großer Majestät den Gesichtskreis begrenzen.

Sind jene Höhen überstanden, so finden wir uns in der geräumigen Fläche, welche das Städtchen Weilheim beherrscht, über die der Peißenberg hereinragt und welche die Ammer, die aus dem Gebirge kommt, durchströmt. In alten Zeiten reichte der Ammersee weit herein in sein Hinterland. Hier, zu den Füßen des Hirschberges, soll es auch durchgegangen sein, als vor manchem Jahrtausend jenes Gewässer noch mit dem Würmse zusammenhing. Hier zu den besagten Füßen zeigt sich auch linker Hand das verlassene Schloßchen Rößelsperg, zur rechten aber liegt Bähl, ein gedeihliches Dorf, dem ein Unkundiger gleichwohl kaum ansehen würde, daß es die Stelle überdeckt, wo einst in den Zeiten der Cäsaren die Castra Uruša der Römer gestanden.

Oberhalb lockt auf einer mit Wald besetzten Anhöhe das Hochschloß, sicherlich auf der Stelle des römischen Prätoriums gelegen, ein Edelsitz von hohem Alter, im fünfzehnten Jahrhundert ein Apanagengut des nachgeborenen Herzogs Christoph, des unruhigen Helden, sehr geeignet für Jagd und andere Kurzweil, wie er sie liebte, jetzt mit mancher neuromantischen Zuthat versehen und durch vielfache Werke der Kunst geschmückt.

Der hochwürdige Herr J. A. Brenner, Pfarrer zu Pähl, hat die Chronik seines Sprengels im oberbayerischen Archive niedergelegt. Wir beeilen uns, aus derselben anzuführen, daß die Sage von der Reismühle auch hieherein reicht, daß, wie Herkules auf den Wiesen von Tyrinth, so Karl der Große auf den Auen von Pähl als Knabe gespielt und auf dem Hochschlosse seine Erziehung erhalten, ja dort als Mann sein Schwert vergraben haben soll, um es einst zu holen, wenn er aus dem Untersberg kommen wird, um Deutschland in der letzten Noth zu retten. Später ward die Burg der Sitz eines Land- und Pfliggerichtes, dessen Gebiet von Weilheim bis vor die Thore von München reichte. Auch fand sich neben dem Schlosse ein viereckiger Fällthurm, in welchem zur guten alten Zeit „die Adlichen schwere Verbrechen wegen schnell und unvermerkt hinweggeschafft wurden.“ Am 28. März 1603 hat man hier z. B. den Stallmeister Astor von München, 1613 die edle Frau Eisenreicher enthauptet. Es fragte niemand warum und die Sache kam allen so natürlich vor, daß die Honoratioren und das gemeine Volk ganz unbefangen und andächtig mit der Leiche gingen.

Uebrigens soll hier jeder Wanderer die verborgenen

Schönheiten des „Grundes“ auffuchen, wo ein Sturzbach durch Urwaldsdickicht und Felsgetrümmer gar hoch herunterfällt und in einer Schlucht dahintrinnt, welche den schönsten im Hochgebirge gleicht.

Nicht verschweigen will ich hier, daß das Hochschloß jetzt dem Herrn Hofrath Hanffstengl gehört, meinem kunstreichen Freunde und Gönner, der mich selbst schon einmal in seiner Burg ganz artig aufgenommen hat. Auch ist's noch gar nicht lange her, daß Pähl zur Sommerzeit fast der geistreichste Ort im Oberlande war. Da sammelten sich nämlich zur Ferienzeit eine große Anzahl gelehrter und berühmter Männer, wie die Herrn Philipps, Ringseis, Arndts, Brentano, Gotthilf Heinrich Schubert und viele andere, die sich glücklich fühlten, hier als einfache Sommerfrischler ihre freien Wochen dahinbringen und sich an einander erbauen zu können. Im Lauf des letzten Jahrzehents hat sich diese ländliche Akademie allerdings mehr und mehr zusammengezogen; am längsten ist der greise Schubert dem freundlichen Dorfe treu geblieben.

Die Lehre von der Erdkruste und die historische Sage über die frühere Gestalt der Pähler Gegend sind übrigens nicht ganz in Uebereinstimmung. Während nemlich erstere behauptet, der Ammersee habe einst durch die jetzigen Mäser bis nach Weilheim gereicht, erzählt letztere, dieser Boden sei vielmehr ganz trocken gewesen und vor uralten Zeiten habe sich von Pähl bis Raisting eine große Stadt verbreitet. Richtig ist es, daß in dem Moose vor nicht langer Zeit ein Eichentwald gestanden, bei dessen Umlegung schwere eiserne Panzer, Schwerter, Lanzen, Hufeisen gefunden wurden, welche dann die besinnungslose Industrie der benachbarten Schmiede zu ländlichen Zwecken verarbeitetete.

Weilheim hat durch die Starnberger Eisenbahn und die Einrichtung des Dampfschiffes seinen Verkehr erheblich geschmälert sehen müssen. Wer auf dem kürzesten Wege das Gebirg erreichen will, fährt jetzt gewöhnlich von Seeshaupt aufwärts ohne den Ort zu berühren; nur wer den Peißenberg zu besteigen gedenkt, ist noch an das freundliche Städtchen gebunden, welches übrigens außer seiner schönen Lage nichts zu erwähnen gibt, als daß es seit neuerer Zeit der Sitz eines Bezirksgerichts und seit alten Tagen nach dem Volkscherz das bayerische Abdera ist — ungefähr was Hirschau in der Oberpfalz oder Schilda und Schöppenstedt in andern Ländern. Es versteht sich, daß die „Weilheimerstücklein“ eigentlich nur in der Tradition fortleben, vielmehr daß auch nicht eines historisch nachzuweisen ist, so daß man fast besser thut, an Ort und Stelle gar nicht darnach zu fragen.

Nicht weit von Weilheim an der Landstraße nach Murnau liegt Kloster Bolling, in der grünen, fortreichen Fläche der Ammer. Dieses Stift soll schon 750 der Bayerherzog Tassilo als Frauenkloster gegründet haben und zwar nachdem er gesehen, wie ein gejagtes Wild auf dieser Stelle, die damals zu tiefst im Walde lag, drei Kreuze und einen Schatz von Reliquien aus dem Boden grub. Später zerstörten es die Ungarn, aber im Jahre 1010 stellte es Kaiser Heinrich II. wieder für Mönche her, worauf es dann die Regel des heiligen Augustin annahm. „Seitdem stand Bolling, sagt die Vorrede zu seinem Urkundenschatz in den böiischen Monumenten (1768), wuchs und blühte in guter Zucht und lehrte die Seinigen den Mäusen jene Mäuze weihen, welche andere (wer denn?) mit bedenklichen Spielereien oder auch mit Nichtsthun dahinbringen. Und noch heutigen

Tages bewahrt es den durch solche Tugenden erworbenen Ruhm. Unter seinem Probst Franciscus setzt sich die angenehme Verbindung der Wissenschaft und der heiligen Religion für alle Dauer fort. Von allen Seiten fließen in die ebenso gewählte als zahlreiche Bibliothek die besten Bücher zusammen, seien es nun die heimischen Schätze der Germanen oder die Ausbeute der Nachbarländer, allen denen zum Gebrauche, welche mehr am Geiste als am Leibe zu gedeihen wünschen.“

Aber auch Bolling, obwohl ein Sitz der klösterlichen Museu, mußte damals fallen und ist ganz entheiligt bis auf seine Kirche, in welcher noch ein altes Bild zu sehen, ein uraltes Gemälde in Kreuzesform, welches den Gekreuzigten darstellt und auf eine Haut, ja eine Fischhaut gemalt sein soll. Gewisses weiß niemand darüber, denn in der Nähe ist das Bild, das über dem Hochaltar hängt, noch nie betrachtet worden. Der Sage nach hat es Herzog Thassilo damals mit den andern Heiligthümern im Walde gefunden. Außerdem zeigen sich in der Kirche noch ein paar schöne alte Grabsteine und in der Sacristei die Handschuhe, welche einst Bischof Hartmann von Augsburg getragen haben soll.

Drei Stunden von da breitet sich in hoher Lage der schöne Markt Murnau aus, der seit dem großen Brande im Jahre 1834 sehr stattlich wieder aufstanden ist. Hier sind fast mehr große und gute Gasthäuser als man erwarten sollte. Aber die Gegend ist angenehm, den Münchnern sehr gelegen, und daher im Sommer viel besucht. Auf einer Anhöhe dicht beim Flecken steht ein altes Gebäude, fast Schloß zu nennen, in welchem die Amtleute des Klosters Ettal, dem Murnau unterthan war, lange Zeit gehaust.

Ein kurzer Spaziergang führt von Murnau an den Staffelsee, welcher ein paar Stunden im Umfange und an der tiefsten Stelle nur etwa hundert Fuß mißt. Das milde Wasser wird von der Sonne leicht erwärmt und dient daher zu angenehmen Bädern. In dem See sind mehrere kleine Eilande — aber nur das größte derselben, der Wörth, ist bewohnt. Jetzt findet sich dort ein Landgut, welches dem Herrn Erzgießer und Inspektor von Willer zu München gehört. Im grauen Alterthum stand da nach der Sage ein Heidentempel, wie man denn auch in unsern Tagen eine Urne voll römischer Münzen, Mosaikböden, Geschirre und Helme gefunden hat. Später erhob sich auf dem Eiland ein Klösterlein, von dem Abt Lantfried zu Benedictbeuern ungefähr zur selben Zeit erbaut, wie das nachbarliche Polling, und später von denselben Ungarn zerstört, welche damals fast alle Stifter des Oberlandes niederbrannten. Aber das Kloster im Staffelsee hat sich nie wieder erhoben. Eine uralte, mächtige Eiche, die Bonifazeiche, soll noch ein Andenken sein, daß der Apostel der Deutschen die erste Kirche hier eingeweiht.

Zu Nieden, einem Dörfchen am sumpfigen Ufer, wurde 1763 Joseph Vöschneider geboren, ein sehr strebsamer, talentvoller Mann, der später zusammen mit Fraunhofer das ruhmreiche optische Institut gegründet, zugleich auch mannichfach in Staatsgeschäften sich Verdienste erworben hat und 1840 gestorben ist.

Von Murnau aus gelangen wir südwärts strebend über die kleine Anhöhe bei Höhendorf in die flache Niederung der Loisach, welche einen See bedeutet, der hier in vorhistorischen Zeiten gefluthet. Verschwinden läßt ihn die Sage auf folgende Weise: Bei Ohlstadt standen

einst zwei Burgen, die sich in die Fenster sahen, aber zwischen beiden lag ein tiefes Wasser. Der Ritter, der das jenseitige Fräulein liebte, schwamm jede Nacht hinüber und bald ging es ebenso wie in dem Liede von Hero und Leander. Zuletzt verwünschte das Fräulein den See, welcher dann das Murnauer Moos zurückließ und sich als Staffelsee weiter unten wieder sammelte.

Die Loisach, oder wie die Bauern sagen, die Luisa ist jener kleine Gebirgsstrom, der hier die muthwillige Knabennatur schon aufgegeben hat, und zwischen sumpfigen Wiesen ruhig dahinrinnt. Der Weg geht noch in der Ebene, aber auf ein Thal zu, aus dessen Tiefen die ungeheure Zugspitz, Bayerns höchster Berg, gar prächtig aufsteigt. Es ist ein eigener Anblick, wenn man noch im Flachlande stehend diesen neuntausend französische Fuß hohen Gebirgsstock von der weißen Scheitel fast bis zu den grünen Felsen herunter vor Augen hat, diese ragende Alpenmasse, die das weite Gletscherreich, das mitten im Tirol liegt, wie einen verlorenen Posten vorgeschoben hat bis an den Saum der bayerischen Ebene. Zwischen ihren Gipfeln, die man erst in unsern Tagen erstiegen, glänzen die weißen Schneefelder. Zu ihren Füßen in den Thälern liegen große, uralte Dörfer, durch welche die Straße nach Italien geht.

Zur Linken, über der Loisach, hatten wir schon lange die Vorberge zu Begleitern. Ueberhaupt ist es dort drüben viel anmuthiger als auf der kahlen Landstraße und ein heiterer Fußgänger wird's nicht bereuen, wenn er, um diese öde Strecke zu umgehen, von Murnau seinen Weg nach Schwaiganger nimmt und dann über Ohlstadt weiter zieht, bis er bei Eschenlohe wieder auf die Hauptstraße kommt. In Schwaiganger findet dieser Fußgänger

das Stammgestüt für die bayerischen Fohlenhöfe, in welchem edle Thiere, englische Halb- und Vollblut, norddeutsche und siebenbürgische Pferde erzeugt, geboren und erzogen werden. Zumal aber die Umgebung von Ohlstadt ist reich an mannichfachen Reizen, welche F. W. Walther in seiner Topischen Geographie von Bayern meisterhaft beschrieben hat.

Bei Eichenlohe steigen die Felsen auch zur Rechten gar schnell aus dem Boden und stellen sich steil abfallend an die Straße. Sie tragen die Trümmer einer Burg und daneben ein Kirchlein, dessen weiße Mauern dem Wanderer weithin entgegenschimmern.

Die Grafen von Eichenlohe waren einst reich begütert und mächtig diesseits und jenseits der Alpen. Zu Ulten, in dem Thale enthalb Meran, steht noch eine sehr ansehnliche Ruine gleichen Namens und man nimmt an, daß die beiden Schlösser einst demselben Geschlechte gehört haben. Darnach würden diese Eichenloher mit jenen zu Ulten in die Sippschaft der südtirolischen Welfen einschlagen, welche einst bei Bozen auf dem Hauptstiz Hoheneppan saßen. Heinrich von Eichenlohe aus dem Tiroler Geschlechte trug das Hauptbanner von Oesterreich in der Schlacht bei Sempach und fiel daselbst (1386). Die bayerischen Grafen des Namens scheinen dagegen bedacht gewesen zu seyn, in ihrer gutherrlichen Brauerei ein pfennigvergeltliches Nationalgetränk herzustellen; jedenfalls war schon in frühen Zeiten eine solche Anstalt vorhanden, denn Heinrich „der Braumeister zu Eichenlohe“ und Diemuth seine Wirthin spielen bereits eine ganz ansehnliche Rolle in einer Urkunde des Jahres 1359 und verschenken da mit Freudigkeit eine Hube zu Au an das Kloster Schlehendorf.

Eine Stunde weiter überkommt uns das Klappern der Gypsmühlen von Oberau, und in der Loisach sehen wir die Flöße liegen, die das Mehl von dannen führen. Ueber dem Dorfe auf der Höhe steht abermals eine Kapelle. Von Oberau geht die Straße in der Ebene neben der Loisach dahin nach Farchant, einem ansehnlichen Dorfe, und dann weiter bis rechter Hand oben auf einem waldigen Vorsprung des Kramers die Ruine Werdenfels erscheint, das alte verfallene Schloß, das der Grafschaft und dem gegenwärtigen Landgericht seinen Namen verliehen hat.

Auch von der Burg zu Werdenfels ist wenig zu berichten. Wer sie erbaut hat, ist unbekannt, sicher aber, daß sie Graf Berthold, der letzte von Eichenloh, 1294 sammt den Herrschaften Mittenwald und Bartenkirchen an den Bischof Enicho von Freising verkaufte — und zwar sehr billig, nämlich um jährliche Leistung von fünf Fuder Bozner Wein und zwanzig Pfund Münchner Pfennige auf Lebenszeit. So beherrschten die Bischöfe auf dem Domberg zu Freising diese entlegene Grafschaft zu den Füßen des Wettersteins, den sie von ihren Fenstern aus nur noch in blauer Ferne dämmern sahen. Das Schloß aber wurde der Aufenthalt der Freisingischen Proconsule, der Pfleger, und blieb es bis in die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Um diese Zeit zogen sie zu Thale, wo nun eben so sicher aber viel bequemer zu wohnen war als auf der Höhe und so verfiel die Burg.

Von den Ergötzlichkeiten, die ihre Hallen einst belebt, ist nichts bekannt, wohl aber von traurigem Wineseln und jammervollem Gestöhne. Im Jahre 1590 hat hier nämlich Caspar Boyßl, der Pfleger, einen großen

Herzenprozeß instruirt und ein halbes Hundert verheiratheter Weibspersonen in das Verließ werfen, dann soltern und mit Strang und Scheiterhaufen hinrichten lassen. Die Hinterbliebenen mußten die schweren Akungs-, Untersuchungs- und Hinrichtungskosten tragen und gingen daran dann auch zu Grunde. Man hört nichts von einem Gnadenstrahl, der von oben herab, vom Domberge her in diese Höhlen der Verzweiflung geleuchtet hätte; es scheint aber wirklich, als sei der Fanatismus der Werdenfeller so furchtbar aufgeregt gewesen, daß das Uebelste zu befürchten stand und der Pfleger wie der Bischof mehr gezwungen als freiwillig gegen die Unglücklichen einschritten.¹

Partenkirchen ist ein Markt, der zunächst aus einer langen und nicht sehr breiten Gasse besteht, über welche die Dächer der steinernen Hochlandshäuser schattig hineinragen. Im grauen Alterthum hatten auch die Römer hier, der Durchfahrt wegen, ein Städtlein oder Markt erbaut, welchen sie Partanum nannten. Auch ein Fähnlein Rhätier lag hier damals in Besatzung. Zwei andere Namen mahnen ebenfalls noch an jene Zeit: die Fauten (fauces), welches eine benachbarte Bergschlucht und daraus hervorströmendes Gewässer, so wie der Kanker (cancer), welches ein Krebsbach ist.

Uebrigens ist seit dieser langen Zeit nicht viel Merkwürdiges in dem Orte vorgekommen. Viele tausend Güterwägen, voll levantischer Kostbarkeiten, welche die Kaufleute zu Venedig an ihre Geschäftsfreunde zu Augsburg spedirten, sind hier freilich vor Zeiten durchgefahren,

¹ Siehe jedoch, was J. Görres in der christlichen Mystik Schönes und Beherzigungswerthes zur Rechtfertigung des Herenverbrennens vorgebracht.

aber außer dem Knallen der Fuhrmannspeitschen und dem Rollen der Räder störte die tausendjährige Stille des Markts nur wenig historisches Geräusch. Allerdings fehlt es nicht an solchen, die einen großen Auftritt der deutschen Geschichte hieher verlegen wollen. Als nämlich Friedrich der Rothbart mit den Lombarden in großer Noth war, beschied er Heinrich den Löwen, damals Herzog in Bayern und Sachsen, zu einer Unterredung. Er hoffte ihn zu gewinnen und mit seiner Hülfe siegreich zu werden. Heinrich erschien, verweigerte aber seinen Beistand in des Reiches Drangsal. Der Kaiser bat so flehentlich, daß er ihm zuletzt gar schier zu Füßen fiel. Aber der Welf, wie das alles längst bekannt ist, blieb hart und unerbittlich, fand jedoch bald darauf seinen Sturz und verlor seine Herzogthümer. Wer hat damals Recht gehabt? Vielen gilt der Löwe als der treulose Vasall, der seinen Lehensherrn gegen Pflicht und Ehre im Mißgeschick verlassen, von andern wird derselbe belobt, daß er den italienischen Gelüsten des Kaisers widerstanden und damit den echten Weg zur deutschen Macht und Einheit gewiesen habe. Freilich, hätten die Hohenstaufen Italien nie gesehen, nie das apulische Elysium geschaut, wären sie nie Könige von Sicilien geworden, hätten sie vielmehr in unseren Landen geherrscht, das Reich gewahrt und aufgeräumt, so wäre alles besser gegangen und wir wären um manche Sorge für Deutschlands Einheit leichter. Nur wären dann wahrscheinlich auch von Heinrich dem Löwen und denen, die ihm gleichstanden, vielmehr von deren Enkeln, wenige übergeblieben, um die späte Belobung dieser frühen Staatsweisheit entgegenzunehmen.

Diese Begebenheit, welche eigentlich zu Chiavenna

stattfand, verlegen manche nach Partenkirchen, was doch kaum richtig, da der Rothbart im damaligen Wirrsal wohl nicht auf drei Wochen aus Welschland abkommen konnte. Doch sind die Partenkirchner bescheiden; sie behaupten keineswegs, daß diese Begebenheit ihnen zustehet, sie zeigen nicht einmal das Haus, in welchem sie, wenn sie hier stattgehabt, etwa vorgefallen sein könnte, obwohl es auswärts nicht an Versuchen fehlt, ihnen den alten Bau des „Gschlößls“ als Schauplatz zu oktroyiren.

In der nächsten Nachbarschaft des Marktes liegt die Wallfahrtskirche St. Anton, zu welcher man unter schattigen Linden gelangt, einen sanften Berghang hinan steigend. Der Sommerfrischgast erhebt sich gerne auf diese Höhe, um oben die schöne Aussicht in das weite Thal zu genießen.

Ferner ist nicht weit gegen Mittag das alte Rainzenbad zu finden, ein gelinde jod- und schwefelhaltiges alkalisches Wasser, welches etwas widerlich riecht und schmeckt. Daher auch sein Name, denn kainz, ursprünglich keinnuz, keinnüh, bedeutet in der Mundart abgeschmackt, garstig. Andre meinen dagegen der Name leite sich von Kunz, Konrad, her. Es steht jetzt den Badegästen ein großes Haus zur Verfügung, in welchem sie zu billigen Preisen beherbergt, gebadet und gespeist werden. Manche derselben, die da keine Unterkunft finden können oder wollen, nehmen auch ihren Aufenthalt in dem nahen Markte. Herr J. B. Prechtl, mehrerer gelehrter Gesellschaften Mitglied, erwähnt in seiner dankenswerthen Chronik von Werdenfels eine alte Ueberlieferung, laut deren hier, am Rainzenbade, Johann Parricida, nachdem er den König Albrecht ermordet,

eine Zuflucht gefunden und sein übriges Leben verbracht habe.

Dem schattenlosen Ufer der Partnach entlang geht ein Fußpfad nach Garmisch, dem Schwesternmarke, der etwas weiter rechts, im Winkel der Auen ruht. Abgelegen von der großen Heerstraße für Römerzüge, Güterverkehr und Kunstreisende hat er fast noch ein stilleres Leben geführt als Partenkirchen, ist aber neuerer Zeit mit demselben Schwunge in den Vordergrund alpenhafter Sommerfrischörter hereingestolpert wie dieses. Namentlich von Berlin und den Ostseehäfen kommt da jetzt viel Volk zusammen. Wer am meisten Ruf, Glanz und Vortheil daraus zieht, ist die Husarentwirthin, die wackere Frau, die manchmal an ihrem Tische vierzig und fünfzig Personen zu speisen hat. Den Namen hat ihr Gasthof daher empfangen, daß im obern Stocke ein Husar und noch ein Militär des vorigen Jahrhunderts zum Fenster herauschauen, die Ankömmlinge gemüthlich betrachtend, welche beide ein unbekannter Meister jener Zeit gewissermaßen als Wirthshauschild hier angemalt hat.

Der Ort ist nicht, wie Partenkirchen, in einer Reihe an die Straße gestellt, sondern eine heitere, doch unregelmäßige Sammlung von größeren, kleineren, mitunter auch ärmlichen Häusern und von stattlichen Amtsgebäuden, die noch aus der Freisinger Bischofszeit herühren. Auch ein gutes Bräuhaus findet sich hier mit einem schöngelegenen Sommerkeller.

Garmisch, der Name, ist jetzt so verwischt, daß man kaum wüßte, in welcher Sprache ihn unterzubringen, wenn nicht in Urkunden die alte Form Germarigowe noch erhalten wäre. Dieß bedeutet also den Gau des Germar und letzterer Mannsname erklärt sich

wohl aus dem althochdeutschen *Ger*, *Speer* und *mar*, berühmt.

Betrachtenswerth ist die alte Kirche, welche als die älteste und die Mutter sämmtlicher Gotteshäuser in der Grafschaft Werdenfels verehrt wird und aus den frühesten Zeiten stammen soll, wie denn die Sage geht, daß auch sie ursprünglich ein Bethaus der Heiden gewesen.

Die Gegend, wo Partenkirchen und Garmisch liegen, ist bekanntlich sehr reich an Naturschönheiten, an solchen sowohl, die sich dem Pilger bei jedem Schritte darbieten und daher keinen eigenen Namen haben, als auch an solchen, die bereits registriert und mit ihrer besonderen Etikette oder Firma in die Reisehandbücher aufgenommen sind. Zu letzteren gehören die Partnachklamm, der Reinthalerbauer, der Gibsee und noch so viele andre, daß die Liste, welche der Führer Joseph Reindl verfaßt hat, deren vierzehn aufweist. Aber mein Buch soll allmählig zu Ende gehen und da es viel dickleibiger zu werden droht, als in meinen Wünschen lag, so muß ich jetzt leider an manchem schnell vorüberschlüpfen, was ich sonst nicht ungern länger betrachtet hätte.

Doch scheint es unumgänglich, einen kurzen Bericht über den Gebirgsstock zu geben, der sich im Süden des Thales erhebt und mit seinem Gesamtnamen der Wetterstein genannt wird. Wir folgen dabei der schönen Darstellung, die wir bei F. W. Walther finden.

Die Giganten der Wettersteinkette sind rings durch tiefe Thaleinschnitte von den andern Alpenstöcken getrennt. Gegen Westen bricht die mauergleiche Felswand mit ihrer höchsten Kuppe, der Zugspitz, plötzlich ab und fällt jäh ins Loisachthal hinunter. Dort sind Zeugen gräßlicher Zerstörung um den hochliegenden

Eibsee hergestreut. Gegen Aufgang schneidet das oberste Thal der Jsar die Wettersteinwand von ihrem Gegenberge, dem Kartwendel, ab. Nördlich von dem ungeheuren Geschröfe breitet sich das herrliche Wiesenthal der Loisach aus. Lieblich und großartig zugleich, wie kein anderes, ist das Bild der breiten, grasreichen Ebene, der die Riesen des Gebirges, zackig aufstarrend und theilweise in ewigen Schnee gehüllt, entsteigen. Freundliche Bilder sind im Innern des Wettersteins wenige zu schauen; aber in den Wüsteneien, an den Abgründen des Höll- und Reinthales kann der Wanderer die ganze großartige Wildheit der höchsten Alpenreviere der Schweiz und Tirols wiederfinden. Enge Felssthäler, senkrecht Klüfte, welche das Zernagen der Gewässer schauerlich klar machen, ältere und neuere Bergstürze, hie und da ein blaugrüner Bergsee bieten unbeschreibliche Scenen. Der kühne Bergsteiger wird die Wasserfälle der Partnach und des Hammerbaches nicht verabsäumen und, weiter vordringend, den Gletscher des Reinthales betreten. Von wahrer Bewohnbarkeit ist beim ganzen Gebirge gar keine Rede und selbst die vereinzelt Wohnungen der Menschen nehmen gar bald ein Ende. Nur der Jäger und Schleichhändler, der Wanderer, Hirte und Bergmann beschreiten das Gebirge; der Wanderer selbst aber niemals zu anderem Zwecke, als um zu schauen, denn überschritten wird dieser Rücken nur an einem Punkte ins Geisththal und selbst da nur vom geübten Steiger.¹

¹ Ueber die Besteigungen der Zugspitz vom Jahr 1835 an und die Errichtung des Kreuzes auf dem Gipfel (12. August 1851) sind mehrere interessante Berichte gedruckt.

Die Bewohner der Grafschaft Werdenfels zeigen wenig Apeftres. Die ehemalige Bauerntracht ist schier untergegangen; es ist mehr der Charakter einer handeltreibenden Bevölkerung als eines Hirtenstammes. Der früher stark gepflogene Schmuggel, der rege Viehschacher und die damit verbundene Neigung zu allerlei Listen und Kniffen, der lebhafteste Wandertrieb, der oft zu weiten Reisen führt, von welchen die Leute nicht unversehr zurückkehren, der Widerwille gegen anstrengende und nachhaltende Arbeit, all dieß und Aehnliches führt man an, um den Ursprung des jetzigen Wesens der Werdenfeler pragmatisch darzulegen und es darnach zu schildern. Doch finden sich auch darüber sehr verschiedene Meinungen. Im Ganzen gelten sie für wißbegierig und anstellig. Auch Liebe zur Musit legen ihnen einige bei; sie singen gerne und die Cither finde viele kundige Hände, während Sepp behauptet, sie seien viel gemüthsärmer als ihre Nachbarn, fast ohne Lied und Gesang, auch arm an Sage und Ueberlieferung. Dieser Gewährsmann, der namentlich ihre romanische Abstammung betont, beurtheilt sie überhaupt ziemlich streng. „Des Werdenfelters Augen sind schwarz, sein Angesicht blaß, seine Physiognomie hat etwas Lauerndes, Unheimliches. Ihr Charakter ist Verschlossenheit und Berechnung u. s. w.“ Hoheneicher dagegen, der schon zur Zeit des Krummstabs Landrichter allda gewesen, beklagt zwar auch die eingegriffene Sittenverderbniß, meint aber gleichwohl, daß die Grafschaft noch immer von einem schönen, kräftigen, verständigen, für jede Belehrung empfänglichen, frohsinnigen, derbnaiven Menschenschlag bewohnt werde. Namentlich rühmt er auch dessen Versöhnlichkeit. Zeising behauptet, daß hier der Fremde, der in irgend eine

einsam gelegene Alpenhütte einkehre, mürrisch und meistens einjährig empfangen werde. Wenn dieß wahr ist, so kommt es etwa daher, daß die meisten Hochweiden Galtalpen sind, d. h. nur für Vieh bestimmt, welches keine Milch bringt und von den alten grämlichen Döhsnern gehütet wird. Wären Almerinnen oben, so wäre wohl mehr Freude auf der Höhe.

Mit ihrer Obrigkeit sind die Werdenfeller selten ganz zufrieden gewesen, hatten wohl auch nicht immer Ursache dazu. In den letzten Jahrhunderten kamen mehrfach Unruhen und Aufstandsversuche vor. „Ja, wer sollte es glauben, daß während der ersten französischen Revolution in Mittenwald ein Freiheitsbaum aufgerichtet wurde und in Folge dessen die Freisinger Grenadiere eine ganze Bande Rebeller zu Floß die Isar hinunter transportirten?“

Was Erwerb und Wohlstand betrifft, so haben wir über Mittenwald schon früher gesprochen. In den äußern Theilen der Grafschaft, nämlich um Garmisch und Partenkirchen herum, ist die ökonomische Lage der Einwohner auch nicht die beste. Die Durchfuhr der Güterwägen hat seit drei Jahrhunderten immer mehr abgenommen, manche früher geübte Handelschaft ist im Verfall, und ein erheblicher Unterschied, z. B. von der nahen Zachenau, liegt schon darin, daß in der Grafschaft Werdenfels der Staat die sämtlichen Wälder als sein Eigenthum anspricht, während dort jeder Bauer seinen Forst hat.

Die Bevölkerung des Bezirkes ist wegen des vielen öden und unbewohnten Berggeländes sehr gering, die mindest dichte im ganzen Königreich. Während nämlich durchschnittlich in Bayern 2408 Menschen auf die Quadrat-

meile fallen, zählt man im Landgericht Werdenfels auf diesen Raum nur 649.

Mit diesem unsern Gang in das Thal des Wettersteins wollen wir nun einen Ausflug nach Ammergau verknüpfen, wo ja bekanntlich alle zehn Jahre und namentlich gerade heuer die berühmte Passion gespielt wird. Wir gehen also zuerst nach Oberau zurück.

Westlich vom Dorfe, in einem stillen Winkel, wo die Wurzeln des Ettaler Mandls und der Roth ganz waldig zusammenlaufen, steht ein Wirthshaus auf wohlgewähltem Flecke, denn durch den finstern Knäuel zieht, wie wir überrascht erst in der nächsten Nähe sehen, die Straße nach Schwaben, und hier beginnt der Ettaler Berg. Dieß ist ein langer Steig, der an der Halde jäh in die Höhe führt. So geht man im tiefen Schatten bergauf eine halbe Stunde lang, rastet zuweilen auf den mächtigen jonischen Capitälern, die als Ruhebänke am Wege liegen, und kommt dann hinaus, wo in einem grünen Bergkessel das Kloster Ettal¹ steht, Ludwigs des Bayern Stiftung. Es soll nämlich, als der Kaiser zu Rom voll Trübsal in einer Kirche betete, ein unbekannter Mönch vor ihn getreten sein, ihm ein steinernes Bild der Mutter Gottes übergeben und ihn gebeten haben, zu Ehren desselben nach der Heimkehr bei Ampferang in Deutschland ein Kloster zu erbauen. Darauf sei der Mönch verschwunden, und deswegen glaubt man, es möchte ein Engel gewesen sein. Weiter

¹ Ettal, wohl Dedthal, obgleich einige an den alten Welfen Ethio denken und also Ethiothal deuten.

erzählt die Sage, als Ludwig im zweiten Jahre darauf heimwärts ziehend zu Partenkirchen angelangt, habe ihm ein Jäger von Oberammergau, Heinrich Bendt mit Namen, kund gethan: der Ort Ampferang, ¹ den er suche, sei jenseits der nächsten Berge, im Thal der Ammer. So habe sich der Kaiser aufgemacht und der Jäger ihn hinan geführt, bis wo jetzt die Klosterkirche steht, und hier sei Ludwigs Pferd dreimal auf die vordern Füße gefallen, was sofort als Zeichen genommen worden, daß dieß der Ort sei, den der Mönch gemeint. Also ließ der Kaiser den Bau in der Einöde beginnen, der im Jahre des Herrn 1332 vollendet wurde. Kaiser Ludwig, obwohl im Kirchenbann, that doch keinen vergeblichen Schrei, als er St. Benedicts Jünger in die neuen Zellen rief, vielmehr folgten seiner Einladung deren zwanzig unter dem Abt Friedrich Heinrichsreuter aus dem Kloster Reichenbach. Er unterließ auch keineswegs, die neue Abtei gar fürstlich auszustatten; schenkte ihr ganz Murnau, die Seen bei Iffeldorf und genug Güter hinunter bis nach Maisach, wo jetzt die Eisenbahn vorüberläuft.

Die Stiftung sollte aber nicht allein für Mönche sein, sondern auch ein Ruheitz für des Kaisers alte Kriegsgefährten, die eines solchen allenfalls bedürftig wären und so ließ er auch Kemenaten bauen für dreizehn Ritter und ihre Frauen. Diesen gab er eine „Ordnung,“ welche noch zu lesen ist, auf daß „wie die Mönche ihren Orden, so auch die Ritter und die Frauen ihre Ehe recht und redlich halten sollten.“ Den Rittern ward

¹ Nicht Amperausang, wie manche deuten, sondern für Amperwang. Wang ist Wiese. Der Ort wird übrigens schon im zwölften Jahrhundert erwähnt. S. Mon. Beica VII. 21.

ein Meister, den Frauen eine Meisterin vorgefetzt. Jene sollten blaue und graue, diese nur blaue Gewänder tragen. Außerdem mochten die Ritter noch Hut und Hosen, goldenen Gürtel, Fingerling und beschlagenes Messer führen. Beiden war geboten, stät und tugendlich miteinander zu leben, Tanz, Trunk, Würfel- und anders Spiel um Geld zu meiden, täglich der Messe und anderm Gottesdienste wohlgezogenlich beizuwohnen, jährlich fünfmal unsers Herrn Leichnam zu empfangen und die Fasttage der Kirche zu halten. Es sollen auch, heißt es wörtlich, beide, Ritter und Frauen, alle bei einander essen, doch ob dem Tische nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Erlaub; man soll ihnen auch bei Tische etwas Deutsches lesen, das göttlich sei und sollen sie beide ihre Stätte an dem Tische alle Tage wechseln und der Meister und die Meisterin sollen an dem würdigsten Orte sitzen. Zur Kurzweil mit der Armbrust schießen, pürschen, beizen, jagen war den alten Kämpen wohl erlaubt. Dem Meister, der über das Kloster waltete und dessen Amtleute setzte, waren vier Rosse, ein Läufer, ein berittener Koch, zwei Junker, ein Schreiber, ein berittener Jäger mit dreizehn Hunden und ein berittener Falkner gewährt. Den andern Edelpründnern zusammen wurden acht Rosse gehalten. Kein Ritter sollte seine Kinder auf der Hoffstatt (in der Anstalt) haben, jene ausgenommen, welche da geboren würden, aber auch diese nicht länger als bis zum dritten Jahr.

Letztere Bestimmung erscheint sehr hart; auch manche der wohlgemeinten Strafen möchten uns bedenklich scheinen. Wenn z. B. ein Ritter sich an der Ehe vergäße mit einer Frauen außerhalb des Klosters, so sollte ihn der Meister bessern durch offenscheinige Buß zu Kirchen

und zu Tisch, also daß er in der Eßstube vor andern Rittern auf dem Boden sitzen und Wasser und Brod essen soll, so lange es dem Meister gutdünke. Wenn die Anstalt überhaupt gedeihen sollte, so war wohl nothwendig, daß die Ritter und besonders die Ritterinnen ein sehr gutes Gemüth, wenig verstimimte Nerven und viel Verträglichkeit mit in die Hofstatt brachten. Doch ward dieser Bruderschaft auch kein fair trial vergönnt; denn gleich nach des Stifters Tode zogen dessen Söhne die Einkünfte der Anstalt zum größten Theile wieder an sich und im Jahre 1348 war sie, wie es scheint, schon gänzlich eingegangen. Nur die Mönche blieben aller Noth zum Troß darinnen und führten wenigst die Hälfte der kaiserlichen Absicht aus.

Mehrere Jahrhunderte später, nämlich im Anfang des vorigen, entstand zu Ettal, das unterdessen sehr reich geworden, eine Ritterakademie, eine Erziehungsanstalt für Söhne adelicher Geschlechter, welche bald zu großer Blüthe kam, auch vom Ausland viel besücht wurde und, als sie aufhörte, in ihren Matrikeln zwei Fürsten und einhundertunddreißig Grafen zählte. Dort starb auch 1736, an einem Pflirsichterne erstickend, Maximilian, der letzte Graf von Wartenberg, aus jener bayerischen Seitenlinie, welcher Herzog Ferdinands Ehe mit der schönen Maria Bettenbeck, der Tochter des Pflegers von Haag, ihren Ursprung gegeben (1588). Die Anstalt dauerte bis zum Jahre 1744, wo eine große vom Blitz entzündete Feuersbrunst mit der Kirche und anderem Zubehör einen ganzen Flügel der Abtei in Asche legte, gerade jenen, in welchem die Akademie ihren Sitz gehabt. So liefen die Lehrer, denn für Reit-, Fecht-, Tanzkunst und andere weltliche Kenntnisse waren

auch Laien angestellt, die Lehrer und die Schüler ließen auseinander und es gab kein Mittel mehr, die Anstalt wieder herzustellen.

Aus den Tagen des Stifters ist jetzt kein Andenken mehr zu finden, als das wunderthätige Marienbild. Dieses ist eine weiße, vierzehn Zoll hohe, leider nicht ganz unverletzte Statuette aus einem Gestein, das man für orientalischen Marmor oder Porphyr hält. An Haaren, Augen und Mund ist das Bild bemalt. Nach dem Sonntagsgottesdienst wird es gewöhnlich aus dem Tabernakel genommen und am Chorgeländer herum den wallfahrenden Landleuten zum Küssen dargeboten. Ueber dieß Bild sind schon mancherlei Muthmaßungen an den Tag getreten. Früher hielt man es für ein künstlerisches Meisterstück. Obernberg nennt es „ein himmlisch-schönes Bild, das Aller Aufmerksamkeit und Bewunderung von jeher auf sich gezogen habe.“ Auch Schöffe sagt: „Das Bildchen ist echtes, altrömisches Kunstwerk; eine Juno Lucina, an der man den schönen Busen zum Theil weggeißelt hat. Aber der ungemein liebliche Kopf blieb unverletzt.“ Spätere meinten, das Bildchen habe bei weitem diesen Kunstwerth nicht und den Römern geschähe wenig Ehre, wenn man ihnen dessen Verfertigung zuschreiben würde. In der „Bavaria“ finde ich, daß es Hr. J. Sighart für ein Werk des Nicolo Pisano oder eines seiner Schüler ansieht, welche Meinung, als die jüngste, wohl auch die überlegteste und richtigste sein wird. Es hat früher viele Wunder gewirkt.

Die Klostergebäude, an deren äußerem Thore noch der kaiserliche Adler prangt, sind längst an Private verkauft worden, nur die Kirche ist, was sie war, geblieben. Diese ist innerhalb zwar fertig, eine schöne Rotunde im

neuern römischen Style, mit buntem Marmor getäfelt und von den seiner Zeit berühmten Tirolern J. J. Zeiler und Martin Knoller ausgemalt; außerhalb aber wurde sie nach dem Brande nur von der Kuppel herab bis auf die Hälfte zur Vollendung gebracht; der untere Theil ist Ruine. Die Säcularisation trat dazwischen, ehe die Prälaten zu Ende kamen. Die Bausteine waren wohl schon alle zur Stelle geschafft, aber seitdem sind sie meist wieder anders verwendet worden, und die jonischen Säulencapitäle liegen, wie schon gemeldet, als Ruhefige am Ettaler Berg.

Run muß aber — freilich am letzten Platze — noch eine andere Merkwürdigkeit von Ettal erwähnt werden, nämlich das Bräuhaus. Dieß florirte schon seit Jahrhunderten her, denn die frommen Bäter hörten sich gerne rühmen in ihrem edlen Biere, und liebten selbst einen gesunden Trunk. Glücklicherweise ist die alte Ueberlieferung nicht zu Grunde gegangen in dem Sturm der Zeiten, sondern das Bräuhaus fährt in seinen weiten Hallen noch immer fort, den Trank zu kochen, wie er ehemals gewesen, rein, mild und stark. Aus diesen Pfannen werden siebenundzwanzig Wirthe versehen, die weder die Ferne noch der Ettaler Berg abschreckt. Mancher Wanderer ist vielleicht überrascht, wenn ihn diese kühlen Arsenale aufnehmen, wo an der Wölbung jeder Tritt wiederhallt, wo die Brunnen rauschen und die Pfannen, die Bottiche, die Kühlen, die Tonnen und alle die Armaturstücke, die zu des Gerstenforns verherrlichender Wandlung dienen, den Eintretenden gigantisch anstarren. Von diesen großen Eindrücken aber mag er sich leicht erholen in dem „Bräustübel,“ zu dem ein dunkler Gang führt, den ihm Kundige gerne weisen werden. Es ist

ein uraltes Herkommen, daß neben Klosterbräuhäusern in einem stillen, heimlichen Winkel sich ein Stübchen findet, wo die ehrwürdigen Väter mit wenigen vertrauten Männern und Kennern den Trank von erster Hand verkosteten und prüften, wo auch bekannten Gästen ein labender Becher gereicht wurde. Hier nun ist sie noch in ihrer alten Gestalt vorhanden, die Grotte, in die dicken Mauern, wie in die Felsen hineingesprengt, halb schon in der Erde kühlem Schooß. An dieser kleinen gewölbten Feste hat die Glut des Brandes umsonst gelect, und wir bilden uns ein, es sei noch die Halle, wo einst die alten Ritter gezechet und die heitern Mönche Bescheid gethan. Es weht ein milder Schauer von Vergangenheit in der grauen Stube. Da steht noch der große Ofen, wie sie jezt nicht mehr gebaut werden, große Stühle mit hohen gepolsterten Lehnen mahnen auch an vergangene Tage und auf den gepflasterten Estrich schaut durch vergilbte Bogenfenster und grüne Laubgitter die Sonne dämmerlich, wie in eine alte Kapelle. Ja, wenn kein Schatten mehr ausgibt, wenn's auch unter den Linden schwül wird, und die Luft glüht in den Hundstagen, dann seid ihr noch da, ihr steinernen Lauben und unterirdischen Sommerhäuser! Dann perlen eure Humpen frisch aus dem Keller herauf, kühler und kühler, je drückender es draußen im sonnigen Freien wird, und dann rinnt aus den dustenden Krügen der erfrischende Saft so begütigend hinunter in den lechzenden Menschen, daß er die Juliussonne vergißt und in Liebe und Dankbarkeit der guten, alten Herrn gedenkt, die so wohlgeinnt für die heißen Tage der Enkel gesorgt.

Von Ettal noch eine Stunde und wir sind in Ammergau, auf dem Boden des vielbesprochenen Spieles.

Bekanntlich ist es Professor Oken gewesen, der zuerst im Jahre 1830 die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses Schauspiel lenkte und zwar durch eine Schilderung, welche in einem Münchner Blatte erschien. Die nächste Spielzeit, das Jahr 1840, fand die Gemüther schon wachsam und bald darnach traten die ausführlichen und vielgelesenen Berichte von Guido Görres und Eduard Devrient an den Tag. Seitdem hat sich die Literatur noch ansehnlich vermehrt und Domprobst von Deutinger zu München, der im Jahre 1851 alles bis dahin erschienene sammelte, konnte schon fünf und zwanzig Berichte geben und ein Buch von sechshundert Seiten füllen. Unter den Berichterstattern findet sich sogar ein Franzose, der Baron Ferdinand v. Moisin.

Was mich betrifft, so habe ich mich in meinem Leben schon zweimal schriftstellerisch mit dem „Spiel“ beschäftigt. Einmal nämlich im Jahre 1840, wo ich eine längere Schilderung verfaßte, welche dann später wieder in das Büchlein „Aus dem bayerischen Hochland“ aufgenommen wurde, und das zweitemal im Jahre 1850, wo ich als freiwilliger Herold in der Allgemeinen Zeitung einen feierlichen Aufruf an ganz Deutschland erließ, sich bei den Vorstellungen möglichst vollzählig einzufinden. Diese beiden Schriftsätze lassen sich nicht leicht in einen einzigen verschmelzen und ich wage es daher, den einen wie den andern mitzutheilen, jedoch fleißig bedacht, daß alle Wiederholungen vermieden werden. Zwar hat sich seit dem Jahre 1840 mancherlei verändert, aber nicht so viel, daß eine völlige Umarbeitung

des damaligen Berichtes nöthig wäre. Vielmehr schien es ausreichend, wenn auf die neuern Abweichungen nur in den Notizen hingewiesen würde. Hr. J. A. Daisenberger, Prodecan und Pfarrer in Oberammergau, dem wir auch eine gute Geschichte dieses Ortes verdanken, hat meine Darstellung in Deutingers Buch einiger freundlicher Berichtigungen gewürdigt, die ich entweder in den Text verarbeitet, oder in den Anmerkungen berücksichtigt habe.

Vorerst sei aber erwähnt, daß ich auch schon dieses Jahr und zwar am 16. Juni in Ammergau gewesen bin. Man brach um ein oder zwei Uhr in der Frühe zu Murnau auf und fuhr in zahllosen Gefährten, meistens Stellwagen, durch die kurze Nacht dahin. Schon am Ettaler Berg verbreitete sich aber das Gerücht, daß gestern um drei Uhr bereits alle Billete vergriffen gewesen, was große Bestürzung erregte. Zu einigem Trost erfuhr man gleichwohl, als man zu Ammergau angekommen, daß am andern Tage wieder gespielt werden würde. Ausnahmsweise gelang es mir noch auf der hintersten Loge einen Stuhl zu 2 fl. 18 kr. zu erhalten. Dieser theuerste Platz, der eigentlich der beste sein sollte, ist in der That der schlechteste, denn die Entfernung ist zu groß und man hört und sieht nicht mehr recht deutlich; doch hat man den Vorzug, im Schatten zu sitzen. Meine Nachbarn waren fast lauter Bauern, die zum Theil schon seit sechs Uhr auf der Stelle saßen, um ihres Platzes sicher zu sein. „Gebildete“ waren noch sehr wenige zu bemerken; sie kommen und nicht mit Unrecht erst später, zur Zeit der Ernte, wo das Gedränge nicht mehr so stark. Das Theater, Bühne und Zuschauerraum, ist gegen früher bedeutend vergrößert,

letzterer so, daß er jetzt über 5000 oder gar über 6000 Menschen faßt. Da die Witterung etwas zweifelhaft war, so wurde um Mittag keine Pause gemacht und es war daher von acht, oder eigentlich von sechs bis vier Uhr auszuhalten. Für Mundvorräthe hatten übrigens die meisten gesorgt; sie brachten sie nämlich in der Tasche mit. Links von mir wurde eine kalte Gans, zu meiner rechten eine schöne Zunge verzehrt. Wer sich nicht vorsehen hatte, war übel daran. In der Nähe des Schauplatzes fanden sich nur zwei schlecht ausgestattete Käsestände und ein Mädchen aus dem Bintschgau, welches Meraner Kirichen verkaufte. Im Uebrigen muß man den Ammergauern zum Ruhme nachsagen, daß sie Alles thun, um ihre Gäste zufrieden zu sehen. Verschiedene Herren, die in Schnitzlerhäusern über Nacht geblieben, erzählten Wunder, wie freundlich die Aufnahme, wie emsig die Bedienung und wie „fabelhaft billig“ die Rechnung gewesen; ein gutes und nachahmungswerthes Beispiel für sonstige deutsche Städte (die sich viel mehr einbilden, als das bescheidene Ammergau), namentlich am vornehmen Rheine, wo an Liedertafeltagen und andern patriotischen Festen der liebe Gast bekanntlich immer so bitterlich mitgenommen wird.

Nach diesen Vorbemerkungen folge denn der oben erwähnte Aufruf aus dem Jahre 1850.

„Da man seinen Landsleuten zuweilen auch einen Gefallen erweisen darf, so erlauben wir uns hiemit Gönner und Freunde des süddeutschen, insbesondere des altbayerischen Volkslebens, einen hohen Adel und verehrliches Publikum für diesen Sommer zum Passionspiel nach Ammergau einzuladen.

Ammergau ist ein großes Dorf und liegt im

bayerischen Oberlande zwischen Partenkirchen und Schongau, eine Stunde von dem ehemaligen Kloster Ettal. Auf einer Seite hat es die Boralpen um sich, den Ammergauer Kosel, das Ettaler Mandl und andere alte Bekannte unserer besten Bergsteiger und Gensenjäger; auf der andern Seite gegen das Flachland hin öffnet sich die Gegend und geht bald in das lehrainische Hügelland über, aus welchem sich der fernsichtige Peißenberg erhebt. Das Dorf erfreut sich auch einer sehr achtbaren Urgeschichte, indem schon zur Zeit der Karolinger der alte Herr Ethiko, das Haupt der Welfen, in die Wildniß von Ammergau floh und dort sich eine Bethütte erbaute, um an diesem Gram zu sterben, weil sein Sohn die Erbgüter um Lech und Amper vom Kaiser wieder als Lehen genommen und so dessen Dienstmann geworden, während er ein freier Welfe bleiben konnte. Eigentlich berühmt aber ist der Ort durch sein Passionspiel, welches alle zehn Jahre gefeiert wird, und also heuer, nachdem wieder ein Decennium stillschweigend abgelaufen, bereits ausgeschrieben und angekündigt ist — eine Wiederkehr, die nicht übel zusammentrifft mit der jetzigen Schmerzenseit des lieben Vaterlandes. Es ist aber jenes Spiel eine dramatische Darstellung des bittern Leidens und Sterbens unsers Heilands Jesu Christi, ein Werk, welches, obwohl mannichfach geändert und erneuert, doch unmittelbar auf die geistlichen Schauspiele des Mittelalters, die Mysterien, Mirakelspiele und Moralitäten zurückweist. Bekanntlich wurden diese Vorstellungen ursprünglich von den Geistlichen in der Kirche selbst aufgeführt, gewannen dann aber allmählig das Freie, und gingen damit ganz in die Hände der Laien über. Man hat noch ausführliche Nachrichten,

mit welchem Eifer und mit welcher Pracht solche Stücke ehemals in Frankreich und in England dargestellt wurden. Auch in Bayern bezug ehedem jedes achtbare Städtchen von Zeit zu Zeit seine Passion, und erst vor kurzem wurde im Archiv zu Sterzing in Tirol ein Duzend solcher alter Spiele gefunden, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts ein bayerischer Meister dorthin gebracht, wie uns Dr. Adolf Bichler des weiteren berichtet. Um dieselbe Zeit scheint man auch in ganz Tirol sehr fleißig gespielt zu haben, ja selbst zu Cavales im Fleimsferthale, das jetzt ganz italienisch spricht, gab man deutsche Passionsstücke. In Bayern waren noch bis in unser Jahrhundert die Vorstellungen zu Mittenwald an der Scharniz sehr besucht, nun aber auch diese eingegangen, sind die Ammergauer allein auf dem Platze geblieben, und vollziehen damit noch immer getreulich ein Gelübde, das sie 1633 zur Abwendung der Pestilenz gethan.

Das Theater, das früher auf dem Gottesacker war, liegt jetzt im Freien auf einer Wiese, dicht am Dorfe. Die Bühne ist von Holz nur vorübergehend aufgeschlagen, und davor stehen unter dem blauen Himmel die Bänke der Zuschauer. Die Einrichtung der Bühne, ganz nach der alten Ueberlieferung gehalten, soll ebenso wohl der Sophokleischen als der Shakspeareischen entsprechen, und ist daher als sehr belehrend zu erachten. Das Proscaenium, ein freier, ziemlich großer Raum, ist ohne Vorhang, beständig offen. Rechts und links vertieft es sich in die Gassen von Jerusalem, in der Mitte aber steht eine kleinere Bühne für sich, welche durch einen Vorhang geschlossen werden kann. Das „Spiel“ zerfällt nun in drei verschiedene Bestandtheile — in den

Chor, die lebenden Bilder (Tableaux) und die eigentlich dramatische Handlung. Der Chor besteht aus sechs Sängern und fünf Sängerinnen, sämmtlich blau und weiß gekleidet, ungefähr, wie man sich auf dem Lande die Schutzgeister¹ denkt, stellt sich in den Pausen auf das Proscenium, bespricht mit Gesang die Handlung, die vorausgegangen ist oder kommen soll, und mahnt den Hörer zu andächtigen Betrachtungen. Die lebenden Bilder werden alle in der Mittelbühne dargestellt, und bringen uns, nach der bekannten Symbolik der Bibelauslegung, jene Begebenheiten des alten Testaments vor Augen, welche sich als Vorbedeutungen auf die Geschichte des neuen Bundes beziehen. So geht z. B. der Mannaregen in der Wüste als Tableau der Einsetzung des Abendmahls voraus, die Wiedergeburt des Jonas aus dem Bauche des Wallfisches der Auferstehung aus dem Grabe. Die Geschichte des Leidens endlich spielt in allen Abtheilungen der Bühne, und für solche Scenen, die man nur im geschlossenen Raume denken kann, wie die Berathung des Synhedriums, das Abendmahl u. s. w., bildet gerade jene Mittelbühne einen sehr passenden Rahmen.

¹ Das Volk nennt sie auch *je*. Ursprünglich war der Chor ein einziger Genius oder Engel, der, wie ich selbst noch in Tirol gesehen, mit einem Lilienstengel singend vor dem Souffleuren auf- und abging, um die plastische Darstellung zu erläutern. In neuester Zeit besteht der Ammergauer Chor aus siebzehn Sängern beiderlei Geschlechts. Auch die Tracht derselben ist verändert. Die früheren reichbesiederten Diademe — *Moisin* nannte sie deshalb die Mexicaner des Chors — sind gefallen, der Schnitt des Gewandes ist, wie Guido Görres gewünscht, dem der Chorknaben ähnlich geworden, und die Farbe ist nicht mehr für sämmtliche blau und weiß, sondern wechselt.

Alles, was zum Schauspiel mitwirkt — mehr als vierhundert Personen — muß nach altem Herkommen aus der Gemeinde sein; auch soll der Leumund im ganzen zu der Rolle stimmen, so daß ein leichtsinniger Bursche nie wird Christum spielen dürfen — das letztemal war es, wenn man sich recht erinnert, ein Herrgottsschnitzler — und die Jungfrau Maria muß bis dahin ein züchtiges Mädchen gewesen sein. Auch unter die Apostel werden nur ehrsame und weise Männer aufgenommen; aber bei den römischen Kriegsknechten und den conservativen altjüdischen Hummlern, die es dem lieben Jesus verübelten, daß er das Christenthum stiften wollte, ist die Einreihung an weniger lästige Bedingungen geknüpft.

Die Unterkunft betreffend, so ist dieselbe nicht ohne alle Schwierigkeiten, da Wallfahrer aus Bayern und Schwaben, Tirol und Vorarlberg oft nach Tausenden zu zählen und die Wirthshäuser von Ammergau bald überfüllt sind. Heikle Christen, die ihre Andacht gern mit etwas Comfort verbinden, werden daher klug handeln, wie die Schlangen, wenn sie die Nachtherberge in einem der benachbarten Flecken bestellen, in Murnau, oder besser in Partenkirchen oder Garmisch. Dorthin können sie nach dem Spiele, welches um 4 oder 5 Uhr zu Ende geht, im Wagen leicht noch kommen.

Und so wünschen wir denn den Ammergauern lauter schöne Tage zu ihren Festen und viele andächtige Gäste, viele geistliche Erbauung und viel weltlichen Erlös. Vielleicht wenn so ein betrübter Wanderer mit schwarz-roth-goldenem Herzen sich auch vor diese Bretter verirrt, so ein rechter Deutschthümler, wie es vor zwei Jahren noch viele gegeben hat, so denkt er dabei auch,

während sie die alte Geschichte aus Palästina aufführen, an die neue Passionsgeschichte der theuern, aber verlassenen und schutzlosen Jungfrau Germania, die auch zuerst mit Palmzweigen, mit Frohlocken und Hofianna eingeholt wurde, die aber jetzt von schändlichen Schachern, von Pharisäern und Schriftgelehrten verfolgt, etwa gar von einem russischen Pilatus, wie man sagt, zum Tode verurtheilt und unter hörbarem Spott und Jubel alles abgestandenen Gefindels geschändet, gezeißelt und gekreuzigt wird. Vielleicht tröstet sich aber dann ein solcher bekümmert deutscher Mann, daß sein Jugendlieb nach schmerzhaftem Leid und kurzem Schlaf eine fröhliche Auferstehung feiern wird, die uns leichtlich den neuen Bund und seine Herrlichkeit, allen denen aber, die sich an ihr versündigt, die ewige Verdammniß bringen kann.“

Folgt nun die Schilderung aus dem Jahre 1840:

Wer diesen Sommer auf seiner Gebirgsfahrt Partentirchen oder Hohenschwangau besucht, der unterläßt es gewiß nicht, die Reise so einzurichten, daß er auf einen „Spieltag“ nach Oberammergau kommt; und wenn er auch noch ferner ist, wenn er nur auf dreißig Stunden sich nahe findet, so muß es ihn hineinziehen, wenn er auch in dieser Ferne noch die passionslustige Regung unter Jung und Alt gewahrt, die begeisterten Erzählungen der Dortgewesenen, die sehnsüchtige Freude derer, die noch hinzugehen trachten. So macht er sich also auf, und welchen Weg er auch eingeschlagen hat, um in das hohe Thal zu kommen — er mag vom schönen Murnau ausgegangen sein, oder von dem geigenkundigen Mittenwald, oder von den Lechstädten, von Füssen, Schongau oder Landsberg, oder er mag auf engen Alpen-

wegen aus dem Tirol herbeiwandern — überall wird er am Vorabend des Festes die Straßen wimmelnd von Wallfahrern, die Wirthshäuser bis ins Dach hinauf vollgepfropft, das Unterkommen schwierig finden. Im Dorfe Ammergau selbst ist der Lärm am größten: ganze Schaaren von Pilgern ziehen betend ein, mächtige Haufen von andern kommen plaudernd heraus, Wagen jeder Art, vom derbsten Leiterwagen bis zum feinsten Cabriolet, rasseln durch die Menge; einzelne Reiter kommen herbeigesprengt, viele Hunderte stehen da, um die bunten Ankömmlinge zu mustern; alle Fenster sind besetzt, alle Thüren stehen voll; Zuruf und Begrüßungen an allen Enden. Jede Stunde bringt ihr Tausend mit sich; die Gasthäuser sind schon lange zu enge und die Gäste stehen dicht und summend vor den offenen Pforten.

Zufällig sind wir schon um Mittag angelangt, und da das Getümmel erst gegen Abend sich erhebt, so haben wir noch freien Gang im Dorfe. Es liegt in einem hohen Thale, das gute Wiesen, aber unergiebiges Felder hat, und weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau einladet. In frühern Zeiten hat man auch auf Gold gegraben, allein in unsern Tagen ist der Hort wieder ganz verschollen. Die Häuser der Ammergauer sind nach Hochlandsart gebaut, neigen aber, wie Sitte und Wesen der Einwohner selbst, sichtlich zum Städtischen hin. Die flachen Dächer sind erhalten, aber die malerischen Balkone lassen sich meist vermissen. Dafür sind alle Wände bemalt mit frommen Darstellungen aus der Schrift oder aus den Geschichten der Heiligen; auf dem Ehrenplatze in der Mitte der Vorderseite prangt fast überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Es sind wohl lauter Leistungen der Ammergauer Kunstschule aus

der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, daher auch Schnörkel, Muscheln, Schuppen und alle Schönheiten des Rococo reichlich angebracht erscheinen.¹

Die Einwohner betreiben seit langer Zeit ein eigenes Gewerbe, das der Holzschneiderei, deren Erzeugnisse, wie die der Grödner, Berchtesgadner und Nürnberger, in alle Welt gehen. Diese Industrie hat eine völlig fabrikmäßige Ausbildung erhalten, auch darin, daß die Kinder von Klein auf mitarbeiten. Dieses lebenslange Sitzen über der Arbeit, immer das Schnitzmesser oder den Pinsel in der Hand, in den niedern Stuben, die wegen des Trocknens der Farben stets geheizt werden, und daher Winters wie Sommers voll Qualm und Farbendunst sind, ist dem Aeußern des Schlags nicht förderlich, und den kriegerischen Ausdruck der Schlierjer, den stolzen Anstand der Tachenauer wird man unter den Männern von Ammergau so wenig finden, als unter den Mädchen die dralle Frische der Hochländerinnen. Den Vertrieb ihrer Holzwaaren haben die Ammergauer meistentheils in die Hände eines „Verlegers,“ des Hrn. Lang gegeben, der ein großes Magazin unterhält, das man nicht unbesucht lassen darf. Da ist ein freundliches Wiedersehen all der Wonnen unjrer frühesten Jahre. Hier liegen die gelenkigen Hanswürste, die noch in der Kinderstube ein Leben fristen, das ihnen die Bühne grausam abgesprochen; da stehen Steckenpferde zu vollen Schwadronen, dort hängen ganze Pensionate von tugendhaften Puppen; ja, es ist Alles hier zu sehen, was den Knaben freut und das Mädchen ergötzt, alles nagelneu und glänzend

¹ Die meisten dieser Gemälde sind von Franz Zwick, welcher einst dem berühmten Knoller, als dieser in Ettal seine Kunstwerke schuf, als Gehilfe diente. (Hr. Daisenberger.)

in farbenreichem Wechsel. Das Kostbarste, was das Waarenlager aufzuweisen hat, sind kleine, drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien aus feinerem Holze und ohne Farbenanstrich, theils Conterfei neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So sieht man Schiller, Gutenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu geschnitzt; Friedrich von Preußen scheint noch eben so wohl seine Käufer zu finden, als Napoleon, und neben andern gekrönten Häuptern steht da für reisende Engländer auch das Bildniß der Königin von Großbritannien im vollen Krönungsornate, wahrscheinlich nicht nach dem Porträt gemacht, aber doch mit Benützung des Winkes, den die Zeitungen gaben über ihre remarkably fine bust, denn die Bildung des Oberleibs läßt an schöner Fülle nichts zu wünschen übrig. Solche Bildchen stehen im Werthe zwischen sechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunstwerke mögen wohl auch noch theurer verkauft werden.¹

Wie alt diese Beschäftigung hier sei, ist nicht ausgemacht. Hr. v. Koch: Sternfeld meint, sie sei schon von ältesten Zeiten her heimisch und die Klaitenbuchner Mönche, die im zwölften Jahrhundert nach Berchtesgaden verpflanzt wurden, hätten sie aus dem Ammergau schon dorthin gebracht. In den ältesten Pfarrbüchern des Ortes kommen die ersten Bilderschnitzler, wie Hr. Pfarrer Daisenberger berichtet, zu Ende des

¹ Vor zwanzig Jahren fand sich in diesem Lager noch viel altmodisches, geschmackloses Zeug, allein der Zeichnungsunterricht, für welchen eine eigene Schule vorhanden, gute Vorbilder und das Streben der Schnitzler selbst haben einen solchen Umschwung herbeigeführt, daß jezt Ammergau vollkommen auf der Höhe der Zeit steht.

sechzehnten Jahrhunderts vor. Demnach begann das Gewerbe in jedem Fall um hundert Jahre früher als im Grödnertale.

Uebrigens blühten schon um das Jahr 1700 Ammergauer Handlungshäuser zu Petersburg, Kopenhagen, Drontheim, Cadix und in Holland.

Ein Versehen ist es, wenn ich oben (S. 20), wo von den Thälern, welche ihre Goldgruben in der Fremde finden, die Rede ist, die Ammergauer, die Mittenwalder und die Berchtesgadner unerwähnt gelassen habe, und ich fühle mich selbst nicht ganz entschuldigt, wenn ich behaupte, daß ich dort eigentlich nur die Flachländer im Auge gehabt oder daß die Ammergauer keine Bajuvaren, sondern Schwaben oder daß die Mittenwalder und die Berchtesgadner keine Altbayern seien.

Des andern Tags früh um acht Uhr finden wir uns unter vielen Tausenden vor der Bühne des Passionsspiels. Das Drama von Oberammergau ist schon in seiner letzten cyklichen Epoche der Aufmerksamkeit reisender Autoren nicht entgangen, und hat auch diesesmal wieder seine Darsteller gefunden, so daß wir die Bauart der Bühne sowohl als des Schauplatzes als bekannt voraussetzen dürfen. Den jetzigen Text, so wie überhaupt die ganze gegenwärtige Einrichtung der Passion verdankt man einem ehemaligen Benediktiner des Klosters Ettal, dem spätern Pfarrer Dtmars Weiß von Jesentwang.¹ Die Musik aber hat Hr. Debler gedichtet, der früher Chorhabe zu Maitenbuch, später Schullehrer zu Ammergau war. Ehedem wurde hier auch jedes fünfte Jahr

¹ Dieser Text wurde zum erstenmale im Jahr 1820 besetzt. Für das Jahr 1860 kommt ein umgearbeiteter, von Hrn. Pfarrer Daisenberger in Anwendung.

zwischen der Passion ein anderes Spiel aufgeführt, welches man die Kreuzschule nannte. Dieses war so zu sagen der Gegensatz seines Doppelgängers; denn Alles, was in der Passion dramatisch gegeben wird, kam dort als mimische Darstellung vor, und was jetzt symbolisch in Tableaux zur Aufführung kommt, war dort dramatisch behandelt.

Das Spiel beginnt und der Chor erscheint. Dieser stellt sich halbkreisförmig im Proscenium auf und leitet die Darstellung, vom Orchester unten begleitet, mit einem Gesange ein. Sowie er diesen vollendet, tritt er wieder ab, der Vorhang der Mittelbühne rollt auf und wir sehen Jesus in Jerusalem einziehen. Diese erste Scene ist vielleicht die beste des Tages; der Heiland kommt auf dem Hüllen der Eselin aus der Tiefe der einen Straße, zieht durch den Mittelraum in die andere und dann über das Proscenium. Das jubelnde Volk umgibt ihn in großer Bewegung, es schwingt die Zweige, streut Blumen aus; Hosanna! tönt es, Hosanna! Männer und Greise, Weiber und Kinder rufen und singen. — Wer beim Schwabenwirth wohnt, der kennt gleich das kleine vierjährige Töchterlein wieder, das recht vernehmlich mitruft und triumphirend auf die Kunden hinausblickt, die es Tags zuvor seine Rolle auffagen ließen. Der ganze Auftritt wird mit so lebendiger Freude und so liebevollem Eifer durchgeführt, daß sich jeder gleich in eine wohlmeinende, empfängliche Stimmung versetzt fühlt.¹

¹ Diese früher von männiglich beliebte Scene fand ich jüngsthin leider sehr verändert. Irgend jemand kam auf den Gedanken, beim Einzug zwei Teppiche anzubringen und diese verderben nun alles. Man breitet dieselben, so wie der Heiland

Nun folgt die Austreibung aus dem Tempel und dann geht Jesus nach Bethania, worauf der Vorhang der Mittelbühne fällt. Der Chor tritt wieder auf, beleuchtet singend die vorhergegangene Scene, knüpft sie an die nächste und erklärt den Zusammenhang, in dem die plastische Vorstellung, die wir nun sehen sollen, mit den Ereignissen steht, denen sie vorausgeht. Dieß ist überhaupt seine mühevollste Aufgabe während des Tages, in welcher er allerdings dadurch unterstützt wird, daß auch der schlichteste Bauersmann sein Spielbüchlein in Händen hat und so dem Gesange zu folgen im Stande ist. Wenn nun im Innern alles vorbereitet und der Augenblick für die plastische Darstellung gekommen ist, so theilt sich der Chor, stellt sich zu beiden Seiten der Mittelbühne, deren Vorhang emporgeht, und fährt singend in seiner Erklärung fort; endlich tritt er ganz ab, um wieder den dramatischen Austritten Raum zu geben. In größern Zwischenräumen kommt es dann auch vor, daß der Chorführer, der der Gemeindevorsteher und ein Kürschner ist, ¹ umgeben von seinen Sängern, in feierlich

im Hintergrund erscheint, vor dem Geschehnisse aus, welches dann einen Hesper macht und sich in einzelnen Capriolen vorwärts stößt. Sobald ein Teppich frei geworden, nimmt man ihn hinten weg und legt ihn vorne wieder hin. Dieß geht natürlich sehr langsam vor sich und ebenso langsam schleppt sich das Volk von Jerusalem daher, welches nun gar nichts zu thun hat, als auf den beständig aufgehaltene Christus zu warten. Es ist eine träge, stagnirende Masse geworden. Der Aufzug langweilte das Publikum nicht weniger als den Heiland, welcher bald absprang und die Händler aus dem Tempel zu jagen begann. Wir hoffen, daß uns statt dieses peinlichen Anfangs bald wieder der frische, belebte und belebende Jubelzug, wie er früher war, gegeben werde.

¹ Jetzt dessen Sohn.

gehaltener Prosa sich über die Lage der Dinge ausspricht und auf das Kommende vorbereitet.

Zunächst erscheint also eine plastische Vorstellung: Die Söhne Jakobs beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Einzelne dieser Gemälde nun sind einfach und bestehen zum Theil nur aus zwei, drei Figuren, wie z. B. das Opfer Abrahams, Adam und seine Familie nach der Vertreibung aus dem Paradies; andere sind wieder aus mehreren hundert Personen zusammengesetzt, dicht gedrängt, Kopf an Kopf, in aufsteigender Anordnung, von den zweijährigen Kindlein, die vorne an der Grenze des Proskeniums theils stehen, theils in den Armen ihrer knieenden Mütter ruhen, bis in den Hintergrund, wo die größten Männer der Gemeinde das Gemälde abschließen. Im Ganzen gaben wir den einfachen Darstellungen den Vorzug, obgleich uns auch unter den vollreicheren manche sehr gelungen schienen, so namentlich das Bild, wie der Herr in der Wüste das Manna schickt, wo das ganze Volk Israel, unzählig wie der Sand am Meere, mit dankender Geberde zum Himmel blickt, während Moses und Aaron auf erhöhtem Standpunkte gebieterisch unter der Menge stehen und das Manna, durch kleine Papierschnitzel vertreten, in dichten Flocken herunterschneit. Diese Darstellungen erinnern an jene Bilder, wo John Martin ganze Nationen in übersichtlichen Tausenden auf die Leinwand gebracht hat.

Die plastische Darstellung, wie sich die Brüder Josephs über sein Verderben berathen, entspricht aber symbolisch der Rathsverammlung der Hohenpriester und Schriftgelehrten, wie sie Jesum fangen und tödten können. So sehen wir bald mitten hinein in das Synedrium zu

Jerusalem. Dieß ist übrigens, gelinde gesagt; eine sehr lang dauernde Scene.¹ Die beiden Hohenpriester, Annas und Caiphäs, halten sehr gründliche, aber wenig unterhaltende Vorträge, über welche dann die Abstimmung der übrigen Rathsglieder erfolgt. Jeder motivirt sein Votum besonders; die meisten sind mit den hohenpriesterlichen Anträgen einverstanden, geben aber doch, um nicht geradezu Ja zu sagen, in gutgewählten Synonymen eine Umschreibung derselben, und nehmen sich dabei so viel Zeit, daß jedermann mit Sehnsucht dem Ende dieser Sitzung entgegenfieht.

Nach den Vorgängen in Bethania finden wir Jesum wieder in Jerusalem bei der Feier des Passamahles. Hier versinken wir nun gänzlich in die fromme Weihe der Darstellung, die in ihrer biblischen Einfachheit, ohne alle Zuthat rednerischer Zierden mächtig ergreift. Dann sehen wir wieder Judas vor dem Synedrium, und endlich beginnt die Leidensgeschichte. Den jetzt folgenden Scenen nun, wenigstens vom Gebete auf dem Ölberge bis nach der Dornenkrönung, wünschten wir in ihrer grellen Natürlichkeit allerdings eine mildernde Hand. Wie empörend wirkt es, wenn Jesus im Todeskampfe dreimal auf das Angesicht fällt und platt und langgestreckt jedesmal fast eine Minute liegen bleibt! Dieß ist eine Unschönheit, mit der wir uns auch dann nicht ausöhnen konnten, als wir einjahren, daß sie nothwendig gewesen, weil während dieser Lage auf die Stirne des Heilands, die bis in die Couliße reichte, lange, schwere Blutstropfen gemalt werden mußten, mit denen er nun vor's Publikum tritt. Es wird schon schwierig sein,

¹ Sie ist in der neuen Bearbeitung wesentlich gekürzt.

diesen blutigen Schweiß in der Darstellung zu rechtfertigen; denn wenn auch der heilige Athanasius diejenigen für Ketzer erklärt, welche nicht an die Thatsache glauben, sehen wollen wir den Graus dessen ungeachtet nicht. Nun ist aber selbst noch die Dornenkrone bei der Geißelung mit Blut gefüttert, das bei jedem Drucke herabrieselt, und der Heiland wird mit gebundenen Händen und Füßen von den Kriegsknechten noch immer einmal von dem Marterstuhl herunter auf den Boden gestoßen, obgleich nach Hofrath Oken schon im Jahr 1830 eine Bauernfrau Zweifel über die Authenticität dieser Rohheit geäußert hat, und obgleich diese Zweifel durch das Stillschweigen der heiligen Schrift beträchtlich unterstützt werden.¹

Der Vorhang der Mittelbühne rollt wieder empor und die Scene auf Golgatha steht in aller Erhabenheit vor uns. Die beiden Schächer sind schon an's Kreuz geheset, Christus wird eben aufgerichtet. Weinen und lautes Schluchzen bezeugen die tiefe Rührung der Zuschauer. Die römischen Kriegsknechte würfeln um das Gewand des Herrn, wir hören den Spott der Juden und die letzten Worte vom Kreuze; der Heiland neigt das Haupt und gibt den Geist auf. Erdbeben und Zeichen folgen. Hierauf werden die Gebeine der Schächer mit Knütteln gebrochen, was wir immerhin mit Gleichmuth ansehen können, weil die Knüttel elastisch sind; dann tritt Longinus heran und durchsticht mit der Lanze die linke Seite des Herrn, aus welcher sofort Blut fließt. Endlich folgt, nachdem die Schächer heruntergenommen sind

¹ Das Blut kommt jetzt nicht mehr vor; der Stof von dem Marterstuhl aber hat sich erhalten.

und Römer und Juden die Bühne verlassen haben, die Abnahme Christi vom Kreuze mit bewundernswerther Ruhe und Würde. — Zwei plastische Vorstellungen treten nun ein: Jonas, von dem Wallfisch gesund an's Land gesetzt, dann das Volk Israel, trockenen Fußes durch's rothe Meer ziehend, und darauf sehen wir fröhlich Christus auferstehen. Das Schauspiel schließt mit einer schönen allegorischen Vorstellung, die Verherrlichung der Stiftung des neuen Bundes bedeutend.

Wir haben hiemit die Hauptmomente der Vorstellung berührt, die durch Zerfällung in einzelne Scenen, durch Dazwischentreten der Tableaux und des Chors, an äußerem Umfange so gewinnt, daß nicht allein von acht bis zwölf Uhr, sondern nach Unterbrechung einer Stunde wieder fortgespielt wird, bis gegen vier und fünf Uhr Abends. Ueber das Spiel der Darstellenden haben schon bedeutende Gewährsmänner sich rühmend geäußert, und wir treten ihren Aussprüchen bescheiden bei. Der Ruhm des Tages scheint dem Christus zu gebühren, der das Wesen des menschengewordenen Gottes, so weit es für uns Sünder erreichbar ist, mit weisevollem Anstand vorführte. Auch das Spiel des Judas ist sehr zu loben, wie denn überhaupt niemand ganz aus der Rolle fiel. Manche fragen vielleicht nach der Farbe des sprachlichen Vortrags, und denen sei zur Antwort, daß die Ammergauer ein Idiom sprechen, in dem sich bayerische und schwäbische Elemente unentwirrbar mischen, und daß sie mit den Tirolern das harte *ch* gemein haben, das immer dreifach klingt; deswegen wird man auch ganz reinen Accent nicht verlangen, und sich an den rauhen Kehlenlauten nicht stoßen.

Die Ammergauer haben ihr Spiel unter Schmerzen

geboren und lieben es auch darnach. Wie viel Eifer und Hingebung, wie viel Verlust an Arbeitsstunden und an Erwerb gehörte dazu, bis dieses Orchester, bis dieser Chor, die plastischen Darstellungen, die dramatischen Auftritte zu so tüchtigem Zusammenspiel eingeübt waren, und dieß von einfachen Schnitzern, von Greisen, Männern, Weibern und Kindern, von mehreren hundert Personen! Wir finden es daher in der Ordnung, daß die Meister stolz sind auf ihr Werk, und finden es auch erklärlich, daß sie empfindlich sind gegen den Tadel; dieß sind sie aber auch in hohem Grade. — Haben wir nicht selbst erlebt, daß der wohlmeinende Verfasser des Artikels über „das Theater im Mittelalter und das Passionspiel in Oberammergau“ in den historisch-politischen Blättern, dem wir für seine Besprechung vielen Dank schuldig geworden sind, ein bitteres Gefühl gegen sich aufregte, weil er die Spielleute des Orchesters statt in schwarzen Fräcken und weißen Beinkleidern lieber in der grauen Zoppe gesehen hätte,¹ da doch jene Tracht nach der Meinung derer, die darin stecken, die höhere Bildungs-

¹ Dieser Wunsch ist jetzt erfüllt, aber es geht auch hier wie so oft mit erfüllten Wünschen. G. Görres dachte sich, wenn man ihnen die schwarzen Fräcke und die weißen Hosen nähme, so würden sie in der „malerischen Landestracht“ erscheinen. Nun haben aber die Ammergauer schon lange keine eigentliche Landestracht mehr und ihr Costüm spielt daher jetzt in allen groß- oder kleinstädtischen Moden. Man sah dießmal im Orchester Röcke des verschiedensten Schnittes und dann Strohhüte, Filzhüte nach Wiesbäcker oder fast nach Calabrejer Art, Mützen, Studentenkäppchen u. s. w. Dieser Zustand scheint mir auch nicht der passende. Nach meinem Geschmack, den ich aber niemanden aufdringen will, sollten die Musiker gleichförmig dunkle, joppenartige Tuniken tragen und dunkle breitkrempige Hüte dazu.

stufe, die sie über ihre Nachbarn im Gau errungen, gerade am deutlichsten bezeichnet. Indessen lassen wir's uns nicht nehmen, in bester Absicht auch Einiges vorzubringen, was vielleicht deswegen günstiger aufgenommen wird, weil es nicht die Spielenden selbst betrifft, sondern den Text. Wir meinen nun also zuvörderst, daß das Drama zu lange dauert, und legen dieß zunächst, außer der oben berührten Gedehntheit einiger gesprochenen Scenen, den oft gewaltig langen Chorgesängen zur Last. Einmal werden dreiundvierzig Zeilen in tragisch trägem Zeitmaß abgesungen, und ein paar anderemale nicht viel weniger. Die Last und die Mühsal, die auf den Singenden ruht, wird da zu schwer mitempfunden, und wenn man auch die Idee dieses Chores loben will, so ist man doch öfter mit der überschwänglichen Bewirklichung wenig zufrieden. Wenn diese etwas zugeschnitten würde, so könnte das Drama vielleicht in einem Vormittage durchgespielt werden und hätte dadurch sicherlich nichts zu verlieren.¹ Endlich wollen wir auch aufmerksam machen, daß bei der letzten Durchsicht des Textes noch manches stehen geblieben ist, was verschwinden dürfte. So macht es einen gar seltsamen Eindruck, wenn einer der Schriftgelehrten den aufbrausenden Hohenpriester mit den Worten beschwichtigt: „Greifern Sie sich doch nicht so, Herr Hohenpriester!“ oder wenn einer der

¹ Pfr. Daisenberger erinnert hiegegen, daß die Chorgesänge nicht länger dauern als nothwendig, um in der Mittelbühne für die nächste Vorstellung die Vorbereitungen zu treffen. Die meiste Zeit nimmt wohl die Herrichtung der Tableaux in Anspruch. Ob man nicht einmal auch den Versuch machen sollte, wie sich das Drama ohne Chöre und Tableaux ausnimmt? Für uns andere sind diese Dinge doch nur Dilatorien.

Soldaten, der einen Auftrag auszurichten hat, Vollzugsanzeige im besten Curialstyl des laufenden Jahrhunderts abstattet und zu Pilatus spricht: „Auf Dero allergnädigsten Befehl habe ich die Ehre zu melden u. s. w.“ oder wenn Petrus, nach der Gefangennehmung des Herrn, mit Johannes still und trauernd durch die Gassen von Jerusalem wandelt und diesen endlich in brüderlicher Herzlichkeit anredet: „O du mein lieber Johann!“ Solche Anachronismen im Texte reißen immer wieder für einige Zeit aus der Stimmung und wären leicht herauszuheben.¹

Wem daran liegt, auch das Treiben und die Einrichtungen hinter der Bühne kennen zu lernen, dem ist es nicht versagt, einen Ausflug dahin zu machen; nur muß er nicht unversehens in eine der Straßen von Jerusalem treten, zu denen eine Menge verlockender Zugänge führen. Man wird freundlich aufgenommen und von allem Wissenswerthen gefällig unterrichtet. Die Leute findet man recht heiter und aufgeräumt hinter ihren Coulißen; wenn die Vorbereitung des Spieles auch in tiefem Ernst geschieht, während der wiederholten Vorstellungen bricht doch der natürliche Frohsinn der Gebirgsländer wieder hervor und das Spiel ist ihnen kein lastendes Gelübde mehr, sondern eine angenehme, gern gelöste Aufgabe. So wandeln wir also mit unsern Führern umher, betrachtend und bewundernd, und treten dann auch in die Rüstkammer und haben unsere Freude an all den Merkwürdigkeiten, die hier unter einem Dache zu sehen sind. Da zeigt man uns das Hündchen Tobia, die Salbenbüchse Maria, die Wein-

¹ Sie sind jezt auch herausgehoben.

traube aus Kanaan, den Rod Josephs, das Schurzfell Eva's, den Felsen Gabaon, den Widder Abrahams, die Schnur, mit der sich Achitophel erhenkt, die eberne Schlange Moses, den Wallfisch Jonä und vieles andere mehr. In dieser Gegend wird auch Bier geschenkt zur Erquickung für die Spielenden, die deren an warmen Sommertagen oft wohl bedürftig sind. Hieher kommen auch die römischen Soldaten und scherzen bei vollen Gläsern mit den Mädchen von Ammergau.

Kaum ist das Spiel geschlossen, so geht ein ungeheurer Aufruhr durch das Dorf. Der Lärm ist noch unendlichemale größer als bei der Ankunft, denn was damals nach und nach herankam, das will jetzt auf einmal wieder fort. Ein Fahrzeug nach dem andern löst sich ab aus der wirren Wagenburg, die den Hauptplatz fast unzugänglich macht; tausend und tausend Fußgänger verlassen in dichten Haufen das Dorf. Es ist, als wenn, wie in uralten Zeiten, wieder ganze Stämme unterwegs wären, sich eine neue Heimath zu suchen. Alles plaudert brüderlich zusammen über die frommen Freuden dieses Tages; aus einigen Wagen hört man auch Gebete tönen. Gar viele suchen noch Murnau zu erreichen, obgleich dieser Flecken fünf Stunden vom Schauplatz liegt. Einige hundert Glückliche fahren in raschem Trabe voraus, um noch Stuben und Betten zu erhaschen; die andern zu Fuße ziehen später ein und legen sich vergnügt auf's Stroh.

**Fürstfeldbruck. Grafrath. Greifenberg. Andechs.
Diessen. Wessobrunn. Peißenberg. Steingaden.
Hohenschwangau.**

Wer sich auf diese Wanderung begibt, fährt auf der Bahn, die nach Augsburg zieht, bis nach Maisach und sucht dann den nahen Marktflecken Bruck zu erreichen, welcher hübsche Häuser, mehrere Brauereien und Sommerkeller oder eigentlich Alles besitzt, was man von einem Orte solcher Größe verlangen kann. Zu einem ansehnlichen Ruße haben sich in neuerer Zeit seine Bäder, die Amperbäder, emporgeschwungen. Man weiß sich viel zu erzählen von den guten Wirkungen dieses Wassers, welches, was Flüsse betrifft, unbedingt für das feinste, angenehmste und wohlthätigste, das wir haben, erachtet wird.

Senseits der Amper¹ liegt am Fuß einer waldigen Anhöhe die ehemalige Abtei Fürstfeld, welche im dreizehnten Jahrhundert Herzog Ludwig von Bayern stiftete, als er in einem jähen Anfall blinder Eifersucht seine junge Hausfrau, die schöne Maria von Brabant, hatte enthaupten lassen. Von dieser schauerlichen That erhielt

¹ Oberhalb des Ammersees heißt der Fluß die Ammer, unterhalb die Amper.

er den Beinamen der Strenge, der ihm auch verblieb, ungeachtet der tiefsten Reue und Zerknirschung, welche nach der Sage so gewaltig gewesen, daß ihm, als er sich von der Unschuld der Gemordeten überzeugt, in einer Nacht die Haare weiß geworden. Er ging auch bald als Büsser nach Rom, wo Papsst Alexander IV. ihn von der Blutschuld lossprach und zur Sühne die Gründung eines Karthäuserklosters auferlegte.

Doch mangelten damals im Bayerlande die Brüder jenes strengen Ordens und so berief der Herzog die Väter von Cisterz, die auch das Kloster übernahmen, in welchem er später selbst die ewige Ruhe fand. Dem jähzornigen Herrn haben übrigens nacheinander noch zwei Fürstentöchter die Hand zum ehelichen Bunde gereicht, Anna von Schlesien und Mechtildis, Kaiser Rudolphs von Habsburg Tochter. Auch sie wurden einst an seiner Seite zu Fürstfeld begraben. Die schöne Maria von Brabant schläft ferne von ihm in der Liebfrauencapelle zu Donaunwörth.

Aber jene Grabmäler sucht man jetzt vergebens; nicht minder fehlen alle andern aus der alten Zeit. Man sagt, die Schweden, welche hier herum fürchterlich gehaust, haben die Denksteine zerschlagen und die Gebeine zerstreut. Indessen ist ebenso sicher, daß in den letzten Jahrhunderten, wo die Mönchlein alles eher pflogen als Dankbarkeit gegen ihre Stifter und Wohlthäter, gar vieles schöne Angedenken wegrenovirt und zertrümmert worden ist. Diese Art von Aufklärung, als deren Vater man gewöhnlich den sonst sehr verdienstvollen Grafen von Montgelas nennt, ist in Bayern viel älter und aus den Klöstern selbst hervorgegangen. Wie die Mönche früher sehr träge waren in der schrift-

lichen Aufzeichnung des Geschehenden, so waren sie später sehr gleichgültig gegen ihre eigenen Alterthümer — es wären denn Gold, Silber, Perlen, Edelsteine oder Erwerbsurkunden gewesen. Von den andern Manuscripten waren schon vor der Säcularisation sehr viele durch Sorglosigkeit verschwunden. Damit soll indessen der Bandalismus der spätern Klosteraufheber, der noch allenthalben in greulichem Andenken steht, keineswegs entschuldigt sein.

Das Kloster Fürstfeld hat eine sehr stille Geschichte — sie lebten, beteten und starben, wurden auch endlich aufgelöst. Hr. Caplan Niedl hat sich neuerer Zeit nicht ohne Erfolg bemüht, diese Dämmerung etwas aufzuhellen. Seinen Mittheilungen entnehmen wir, daß der 3. Juni 1653 ein großer Tag für Fürstfeld war und für den Markt an der Bruck. Damals nämlich kamen die geistlichen Kurfürsten von Köln, Mainz und Trier des Weges, da sie die Wahl des römischen Königs Ferdinand IV. glücklich vollendet hatten und von dem Kurfürsten von Bayern zum Besuche nach München herrlich eingeladen waren. Der Zuschauer aus der Nachbarschaft fand sich eine unzählbare Menge zusammen. An acht langen Tischen, welche in der Abtei aufgestellt waren, saßen fünfhundertfünfzig Personen zu Tafel. Am andern Morgen hörten die Kurfürsten die Messe. „Als Kur-Trier und Kur-Köln das Kloster und die Stallungen besichtigt hatten, spazierten sie sammt ihren Herren bis zur Bullachmühl und hezten durch einen ansehnlichen Hund zwei Enten.“

Bedeutamer für unsere Geschichte ist es, daß bei Fürstfeld auf einer Wiese, die noch der Kaiseranger heißt, einst Ludwig der Bayer starb (11. October 1347).

Beim fröhlichen Gastmahle zu München in der Burg fühlte er plötzlich Schmerzen in den Eingeweiden, ritt, um sie zu bemeistern, hinaus auf die Bärenjagd und kam in die Nähe des Klosters. Da sah man ihn auf dem Rosse schwanken und langsam herabsinken. Landleute und Gefolge stürzten herbei, er aber sprach nur wenige Worte und gab seinen Geist auf. König Max I. errichtete da eine Denksäule.

Seit der Auflösung der Klöster ist Ludwig des Strengen Stiftung einer Compagnie Invaliden eingeräumt, heitern alten Rumpanen, die von den französischen Schlachten erstaunliche Dinge zu erzählen und ihr thatenloses Alter durch die Jugenderinnerungen aus den Napoleonischen Kriegen angenehm zu würzen wissen.¹ Sie sitzen gerne und lange bei einem Gläschen Brantwein und finden zuweilen selbst noch ein Schätzchen, das ihre alten Tage erfreut. Wenigstens käme, wie man hört, nicht jeder unbehelligt durch, wenn noch, wie ehemals im Ritterstift zu Ettal, ein Held, der sich vergäße, auf den Boden sitzen und Wasser mit Brod genießen müßte.

Das Gotteshaus wird noch im Stand erhalten, hat aber die gothische Melancholie längst von sich gethan und schillert jetzt im farbenreichen Bombaste des letzten Jahrhunderts. Die Kirche gilt übrigens bei Bürgern und Bauern für die schönste weit und breit und ihre Architektur besticht sie besonders durch die sonnige Helle, die durch die hohen Fenster in die weiten Räume fällt. Vorn am Chore stehen die Standbilder Ludwigs des

¹ Jetzt werden von solchen wohl wenige mehr übrig sein. Der größere Theil dieser Schilderung der Gegend von Maisach bis auf den Peißenberg ist übrigens noch aus dem Jahre 1841.

Strengen und Ludwigs des Bayern, des Stifters und des Gutthäters der Abtei, beide mit Stoßdegen, Halskrausen und Manschetten, beide ungefähr so, wie im Jahre 1766, als sie Roman Boos verfertigte, die Kurfürsten und Kaiser im Ornate aussehen mochten. Von Alterthümern ist, wie gesagt, nichts mehr übrig, und da uns diese Neuigkeiten nicht lange anziehen, so gehen wir bald im Amperthale hinauf, in einem grünen Wiesgrund, rings von Laubwald eingeschlossen und gelangen nach Schöngeising an der alten Römerstraße, wo einst die Station ad Ambre geblüht, wo einst auch die Bayern den Ungarnkönig Geisa erschlagen haben sollen, ein durch Grabhügel, Münzfunde, die verfallene Sunderburg und verhallende Sagen ausgezeichnet, obwohl sonst unbedeutender Ort. Von da erreichen wir bald Wildenroth, ein malerisch gelegenes Dörschen, dessen niedere Häuser eng aufeinander an zwei Anhöhen sitzen, welche die blaue Amper trennt. Hier bildet der Fluß ein grünes Eiland, auf dem ein weißes Kirchlein zur Andacht ladet. Vor langen Zeiten war hier der Stammsitz der Herrn von Wildenroth, deren Besitze auf einem Büchel lag, der heutzutage mit dichten Buchen bewachsen ist. Es geht übrigens ein weit verbreitetes Gerücht, es habe dieser Ort in seiner Lage auffallende Aehnlichkeit mit Bethlehem, dem Geburtsorte unseres Heilands, und Reisende, die aus Palästina gekommen, sollen durch dieses Zusammentreffen seltsam überrascht worden sein. Ich behalte mir meine Meinung bevor, bis ich erst selbst im gelobten Lande gewesen bin.

Dicht bei Wildenroth windet sich die Amper um einen Hügel, hinter dem ein uralter Spizthurm hoch emporragt. Er soll seinem untern Theile nach ein

römischer Wartthurm sein und ist jetzt Glockenträger für eine kleine Kirche, die jedenfalls viel neuer ist. Einen Büchschuß weiter steht mitten in der Amperwiese das Gotteshaus von Grafenrath, eine vielbesuchte Wallfahrt. Der heilige Graf Rath, dessen modernde Gebeine hier mit Krone und Wappenrock in einem Glaskasten zur Verehrung ausgestellt sind, war, wie neuere Geschichtsschreiber wahrscheinlich machen, aus dem Stamme der Huosi, die in den uralten Gesetzen der Bojoarier, wie schon einmal erwähnt, unter den ersten nach dem herzoglichen Geschlechte der Agilolfinger genannt werden. Sie waren reich begütert in den Gegenden an der Amper und dieselben, die sich später von Andechs und Dießen nannten. Ratpoto, Rapoto, Razzo, Rasso, der Heilige, jetzt Graf Rath genannt, strahlt als ein mächtiger, aber etwas sagenhafter Held in den Zeiten des großen Otto. Sein Kriegerleben gottselig zu schließen, ging er im Jahr 949 wallfahren zum heiligen Grab in Jerusalem und verrichtete seine Andacht. Heimkehrend that er zu Rom dasselbe und sammelte da wie dort einen Schatz von heiligen Gebeinen, den er glücklich über die Alpen brachte und hier im schönen Ampertale in dem Kloster niederlegte, das er selbst gebaut und das St. Ulrich, der Bischof von Augsburg, eingeweiht hatte. Zu gleicher Zeit nahm er Abschied von der Welt, ging als Laienbruder in sein Stift und starb am 19. Juni 954; ein Tag, der noch jetzt Hunderte von Wallfahrern in die kleine Kirche und das nicht weit entlegene große Wirthshaus zieht. Der heilige Graf Rath wird von dem Landvolke der Umgegend in den verschiedensten Nöthen angerufen, und soll laut der volksthümlichen „Lebensgeschichte,“ welche 1839 zu Kaufbeuren gedruckt wurde, in dem

kurzen Zeitraum von 191 Jahren mehr als fünfzehntausend Wunder gewirkt haben. Dessen zum Zeugniß sind in der Kirche eine Anzahl Krücken zu sehen, deren ehemalige Besitzer gesund davongingen und diese Zeichen zum Andenken zurückließen, sowie auch eine unzählige Menge von wächsernen Füßen, Händen, Augen und dergleichen, die auf langen Rahmen zum Gedächtniß aufgestellt sind. Endlich zieren auch noch viele hundert Botivtafeln die Wände. In der Mitte der Kirche steht ein schönes Grabmal des ritterlichen Grafen, das übrigens nicht gleichzeitig, sondern aus dem fünfzehnten Jahrhundert ist (1468).

Aus dem freundlichen Thalgelände verliert sich der Pfad bald wieder in den Forst, den er erst da verläßt, wo von der Höhe des Waldes herab der Ammersee erschaut wird. Bald erreichen wir die Hauptstraße, wo in der schönsten Umgebung, dicht am See, das einsame Wirthshaus zu Stegen liegt und gelangen dann in einer Stunde nach Greifenberg, wo die Freiherren von Verfall in einem alten Schlosse hausen, das sie nach dem Aussterben der alten Greifen von Greifenberg im Jahre 1507 von den Herzogen von Bayern zu Lehen erhalten. Der Ort liegt an einem gegen Süden fallenden Abhange, und von dieser Höhe löst sich ein gleich hoher Ke gel ab, auf dem die Burg erbaut ist. Außen herum zieht sich sowohl über die Hochebene als die Halde hinab ins Thal eine durch die Vorsprünge und Einbiegungen des Erdreichs malerisch gehobene englische Anlage. Oben am Jägerhause bildet sie einen Erker, den eine Weinlaube übervölbt. Von dieser Ecke geht der Blick an dem hohen Schlosse vorbei und über den abwärts laufenden Garten hinunter in grüne Auen und wogende

Felder und über schöne Eichenforste hinein auf den See, der aus tiefem Becken heraufglänzt, auf einer Seite an dem waldigen Fuße des heiligen Berges sich bricht, gegen Mittag aber so nahe an die Gebirge reicht, daß sie aus seinem silbernen Spiegel in ungeheurer Höhe aufsteigen. Freilich ist dieß nur scheinbar, denn von dem obern Ufer erstreckt sich noch eine geräumige Fläche bis an die Vorberge der Alpen; aber diese Fläche zieht sich für das Auge so eng zusammen, daß die blauen Höhen fast unmittelbar in den See zu stürzen scheinen.

Unten am Fuße des Schloßberges liegt eine kleine, bis jetzt in Deutschland noch wenig besprochene Badanstalt, Theresien-Mineralbad genannt. Ihre Quelle wurde erst 1833 entdeckt, bald darauf chemisch untersucht und für ein Laugen- oder Seifenwasser erkannt, das sich nicht so fast durch überwiegende Stärke eines Bestandtheils, als durch eine glückliche Mischung schwächerer auszeichne, wie es denn in der That sich bereits gegen die Gicht besonders wirksam erwiesen. Das jetzige Gebäude ist zur Aufnahme der Gäste niedlich eingerichtet und enthält auch einen freundlichen Kurssaal. Dieses Theresien-Mineralbad ist kein vornehmer, aber ein recht einladender Ort, sich zu heilen und der Landluft zu genießen. Es ist da nicht theuer zu leben, und deswegen hat sich auch besonders der Mittelstand hier heimisch gemacht, ehrsame Münchner Bürger und wohlhabende Dekonomen aus der Nachbarschaft, zu denen einzelne beurlaubte Beamte oder das Landleben liebende Officiere treten. Sie hausen recht vergnügt miteinander und machen sich und ihren Frauen manchen unschuldigen Spaß. Die großen goldenen Glücksspiele werden zwar nicht betrieben, aber das feine Tarok ist desto beliebter,

und zuweilen kommt es sogar zu einer Whistpartie. Lectüre ist kein tief gefühltes Bedürfniß und deshalb auch nicht viele Sorge dafür, aber eine Regelbahn im kleinen Gärtchen hält die Genesenden zu stärkender Gymnastik an, und zu kurzen Spaziergängen in der Nähe bietet die englische Anlage an der Burghalde die schönste Gelegenheit. Der Mittagstisch ist wohlweislich sehr gut bestellt und ihn verherrlicht oft ein ansehnliches Ragmaul (spr. Amaul), angeblich der kostbarste Fisch der süßen Gewässer, der aber nirgends gefunden wird als im Ammersee. Am Abend endlich steigen die Badgäste, so viele davon der Geselligkeit ergeben sind, die Halde hinauf und verlieren sich im Herrenstübchen des Wirthshauses, wo die Honoratioren der Umgegend, die Pfarrer und Gutsverwalter oft als erheiternde Trinkgenossen erscheinen.

Indessen ist auch hier unseres Bleibens nicht; wir gehen nach Schondorf am See, und zwar durch den Weingarten, was eine Waldung ist, die durch ihren Namen auch noch an den Weinbau erinnert, der in früheren Jahrhunderten über Bayern verbreitet war. Aus jenem Dorfe ragt eine uralte Kirche mit sechs Fuß dicken Mauern, die noch aus der romanischen Zeit (etwa 1100) stammt.

Nun besteigen wir den Nachen und rudern hinein in den einsamen See. Der Ammersee ist eine Stunde breit und vier Stunden lang, also etwas kleiner als der von Starnberg, sein Nachbar, aber immer noch eine ansehnliche Fläche. An seinen Gestaden, welche sich gegen

¹ Die neuere Ichthyologie behauptet allerdings, daß er auch im Kochelsee und unter dem Namen Schill selbst in der Donau vorkomme.

Morgen zu nicht unbeträchtlicher Höhe emporheben, grünen Wiesen und rauschen Wälder, aber die Ortschaften sind sparsam gesäet. Nach den stattlichen Schlössern und Landhäusern, nach den städtischen Gasthöfen, die in langer Reihe den Starnberger See zieren, sieht man sich vergeblich um; und daß daher dieser viel mehr gefeiert wird, versteht sich von selbst. Manche ziehen aber gerade den Ammersee vor wegen seiner reizenden Ländlichkeit.

Vom andern Ufer führt ein schattiger Weg aufwärts nach dem Kloster Andechs, das dem Volke bekannter ist unter dem Namen des heiligen Berges. Auf dem Gipfel steht die weitgesehene Wallfahrtskirche, neben ihr die hohen Gebäude des Stiftes. Eine herrliche Aussicht geht fern in die Runde über den Ammersee, das Hügelland und über die Fläche gegen Norden; im Süden schließen die Alpen. Auf dieser Höhe prangte vor Zeiten eine Burg, von welcher in ihren Tagen wohl noch ungleich mehr die Rede war, als jetzt von der wunderreichen Wallfahrtskirche, die an ihrer Stelle erbaut worden ist. Hier saßen im frühern Mittelalter schon die Andechser, die Enkel des heiligen Kasso, ein glorreiches Geschlecht, bei der Einnahme von Jerusalem, bei andern Kreuzfahrten und Römerzügen, auf den Reichsversammlungen und auf den Schlachtfeldern hochansehnlich vor Allen, gefeiert in den Heldenliedern; Pfalzgrafen in Bayern, später auch zu Burgund, Bischöfe und Pröbste da und dort, einer sogar, Berthold, Patriarch zu Aquileja, sesshaft zu Andechs und Dieffen, zu Wolfratshausen und Ambras, wie auf der Pfaffenburg, weit reichend mit ihren Herrschaften von der istrischen Mark bis ins Vogtland, reich begütert in Kärnthn und Krain, im Innthale, an der Isar und der Amper, am Chiem- und

Staffelsee, im bayerischen Nordgau, in Ostfranken; Lehnsherrn stattlichen Dienstadels, von dem noch manche Geschlechter blühen, mit allen Fürstenhäusern verwandt, vieler Stifte Gründer, Wohlthäter und Schirmvögte. Von Graf Rapoto, der gegen das Ende des elften Jahrhunderts starb, geht wohl zum erstenmale die später auch auf andere Geschlechter übertragene Sage, daß er von Andechs gen Rom reisend alle Nacht in eigenen Burgen herbergen konnte.

Als 1180 Konrad, der letzte Graf von Dachau, starb, erbten die Andechser mit großem Besitzthume auch die prächtigen Herzogstitel von Kroatien, Dalmatien und Meranien, deren schwierige Erklärung von ältern Geschichtsforschern so oft befeuzt wurde, bis endlich Freiherr von Hormayr dargethan, daß es lediglich Anspruchs- und Repressalientitel des heiligen römischen Reichs gegen Ungarn und Venedig gewesen, auch unter Meranien nicht das damals noch wenig bekannte Meran in Tirol gemeint sei, sondern die Meeresküste abwärts von Triest. Herzog Berchtolds Tochter Agnes trug die Krone von Frankreich und war (1196) König Philipp Augusts Gemahlin, nachdem dieser die schöne Dänenprinzessin Ingeburg, König Kanuts Schwester, am Hochzeitstage von sich gestoßen hatte. Aber der Papst erklärte jene Ehe für nichtig, und da der Bannfluch erscholl und das Volk meuterisch wurde, mußte der König die geliebte Agnes aufgeben. Sie ging ins Kloster und starb ein Jahr darauf aus Gram (1201). Philipp überwand sich und nahm die Dänin wieder in sein Haus, aber zu Mantas auf dem Grabe Agnesens weihte er dem theuern Schatten ein großes Frauenstift. Eine Schwester derselben, Gertrud mit Namen, bestieg mit König

Andreas den Thron des Ungarlandes. Sie wurde die Mutter der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. Ihr Ende war aber noch tragischer als das ihrer Schwester, denn sie fiel ermordet unter dem Schwerte des Banus von Kroatien. Damals kamen auch für die Andechser lange Jahre der Noth, als Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp zu Bamberg erschlagen hatte und jene, der Mitschuld verdächtig, in des Reiches Acht verfielen. Herzog Ludwig von Bayern vollzog den Spruch in seinem Herzogthum und riß die Burg zu Andechs nieder; die Herren waren landesflüchtig und irrten geraume Zeit in der Fremde. Später fanden sie des Kaisers Gnade wieder, und eine letzte schöne Zeit erlebte das Geschlecht mit Herzog Otto „dem Großen“ von Meran, der Innsbruck mit Mauern und Stadtrechten begabte. Nicht lange nachher (1248) starb Otto II., der letzte des glorreichen Namens, verdächtigen Todes zu Rießen in Ostfranken. Er ruht in seinem Stifte zu Langheim, im vogtländischen Gebirge. Das reiche Erbe gerieth in viele Hände.

Auf den Trümmern der Burg zu Andechs erhob sich im Laufe der Jahre wieder eine kleine Kapelle, und in dieser wurde 1388 auf wunderbare Art eine vergrabene Truhe gefunden, die, wie man meinte, früher bei drohender Zerstörung hier unter die Erde versteckt worden war. Man traf in ihr alle die Heiligthümer wieder, die seit Jahrhunderten, von den Zeiten des gottseligen Rasso an, von Kindern und Kindeskindern gesammelt worden. Von jetzt an beginnt der heilige Ruf des Berges, nachdem der ritterliche, der ihn einst verherrlicht, allmählig im Lande verflungen war. Die Heiligthümer wurden nach München gebracht und dort

unter ungeheurem Zulauf der Andächtigen im alten Hofe zur Verehrung ausgesetzt, bis zu Andechs ein würdiges Gotteshaus erbaut werden konnte. Nach sieben und vierzig Jahren war dieser Bau vollendet und die Reliquien wurden wieder auf den heiligen Berg zurückgeleitet, wo sie seitdem verblieben sind. Herzog Albrecht III. († 1460) stiftete nachher eine Benediktinerabtei und wurde in der Gruft daselbst begraben. Neben ihm fand seine Gemahlin, Anna von Braunschweig, ihre Ruhestätte, und mit der Zeit wurden auch noch andere Sprossen des herzoglichen Hauses von Bayern hier beigesetzt. Albrecht, der fromme Fürst, einst der Gatte der unglücklichen Agnes, der Bernauerin, schief da in stillem Frieden den ewigen Schlaf, bis in Bayern die Klöster aufgehoben wurden. Damals aber ging der Commissär, der nach Andechs beordert war, mit brennender Pfeife in die Fürstengruft hinunter, und befahl die Särge des Herzogs und seiner Gemahlin aufzusprengen. Albrecht lag da unverwest, nur eingetrocknet, in langem, blausamtnem Gewande mit langen, weißen Haaren. Der Beamte schnitt eine Locke ab und ein Stück von dem Kleide, nahm die goldene Kette, die um den Hals hing, brach den Finger weg, der den goldenen Siegelring trug, weil dieser nicht von ihm lassen wollte, und steckte ihn in die Westentasche. Der alte Pater, der ihn hinuntergeführt, fing zu weinen an, und weinte seiner Lebtag, so oft er die Geschichte erzählte. Zur selben Zeit begab es sich auch im Stifte zu Wessobrunn, daß der Aufhebungscommissarius der Jungfrau Maria auf dem Hochaltar die goldene Kette abnahm, um sie der Wirthin umzuhängen, welche er liebte u. s. w.

Von jenen Heiligthümern ist schon Vieles geschrieben worden und ließe sich daher auch Vieles erzählen; wir wollen aber kurz sein und nur erwähnen, daß außer den heiligen drei Hostien, die, in eine goldene Monstranz gefaßt, am höchsten geachtet werden, noch allerlei andere seltene Gegenstände zu sehen und zu verehren sind, als z. B. Stücke von dem Tischtuch und vom Schleier der Jungfrau Maria, von dem Tischtuch Jesu beim heiligen Abendmahle, ein Theil des Schweißtuches, das Jesus am Delberge gebraucht, ein Zweig von der Dornenkrone, zwei Spänlein von der Ruthe Marons, der Brautrock der heiligen Elisabeth, der Landgräfin, das Bild unserer lieben Frau, vom heiligen Lucas gemalt, eine Stole des Evangelisten Johannes, in welcher ein lateinisches Distichon, das Maria selbst hineineingewirkt, den Gürtel der Büßerin Magdalena, ein metallenes Crucifix von wirklich uralter Arbeit, welches das Siegeskreuz Karls des Großen genannt wird und einst sein eigen gewesen sein soll u. s. w.

Die unzähligen Wunder, die der Vermittlung dieser Heiligthümer zugeschrieben werden, haben die Kirche zu Andechs in den Geruch eines von oben besonders ausgezeichneten Gnadenortes gebracht, und führen noch zu allen Zeiten des Jahres Tausende von Wallfahrern herbei, zumal seitdem im vorletzten Jahrzehnt die Benedictiner, die alten Grabhüter der Andechser, das Gotteshaus wieder übernommen haben. Die beliebteste Epoche ist aber die Kreuzwoche im Mai, wo die Pilger pfarreientweise „mit dem Kreuze“ anlangen, oft von mehreren Tagereisen her. Ehemals kamen die Kurfürsten selbst, in sechsspännigen Wagen, begleitet von ihrem frommen Hofe, alljährlich als Kreuzgänger auf den

heiligen Berg (auch die Kaiser Friedrich III. und Max I. waren einst als Wallfahrer zu Andechs); jetzt sind die höhern Stände ziemlich selten geworden und die Beter bestehen fast nur aus Landleuten und Bürgern der benachbarten Städte. An besonders festlichen Tagen, wie an Christi Himmelfahrt, ist dann auch Markt, und das Gedränge zwischen den Buden größer als auf den größten Messen. Anmuthiger als in diesem Gewühle ist es an solchen Tagen in den nahen Wäldern, wo von allen Seiten mit wallenden Fahnen die Kreuze heranziehen. Es ist ein malerischer Anblick, wenn ein solcher Bittgang, um auszuruhen, im Walde Lager schlägt. Das mitgetragene Kreuz wird an einer lichten Stelle aufgestellt und eine Schaar von Jungfrauen im schönsten Feiertagsstaate knieet, wie eine Fahnenwache, betend in der Runde. Um den Pfarrer sammeln sich auf dem Rasen die Männer der Gemeinde, und in weiterem Kreise fauert das Weibervolk, während die Jugend das Lager spielend umschwärmt.

Vom heiligen Berge herunter begeben wir uns wieder an den Ammersee und fahren nach Dießen, einem schönen Marktflecken, der in langer Zeile am obern Ende des Sees liegt. Er war, wie bereits erwähnt, in frühern Zeiten ein Sitz der Andechser, welche da (1130) eine Probstei stifteten, deren weitläufige Gebäude jetzt einer adelichen Familie als Wohnung dienen, wogegen die hohe Stiftskirche, deren Thurm im vorigen Jahrhundert abgebrannt ist, noch ihren ursprünglichen Zwecken erhalten wird. Dießen ist das Emporium des Ammersees, und alle drei Jahre, wenn je der große Floß gebaut wird, herrscht besondere Regsamkeit daselbst. Ein solcher Floß ist ein Fahrzeug von sechshundert Fuß Länge, welches aus

zweitausend Klaftern Scheiterholz besteht, das zu vierzehn Fuß Höhe aufgeschichtet ist und acht Fuß im Wasser geht. Alles dieses kommt auf der Ammer herbei, die hier einmündet und den Reichthum der Gebirgswälder in den See flößt. Diese ungeheure Arche wird nun mit vorgesezten Segeln, wenn möglich, in Einer Nacht von Diessen nach Stegen getrieben und dort wird das Scheiterholz auseinander gelöst und schwimmt auf der Amper in die königliche Trifstanstalt zu Dachau.

Von Diessen am Ammersee geht man oft auf den Reußenberg. Man kommt da zunächst durch viel Moos und Filz, durch Busch und Hochwald, in dem man sich leicht verirren kann. Menschliche Ansiedlungen sind selten und die Einsamkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Ein Sträßchen ist schwer zu erfragen, jedenfalls scheint es kaum fahrbar zu sein.

Gerade in der Mitte, an der Heerstraße, die von Landsberg nach Weilheim führt, liegt das Kloster Wessobrunn. Auch dieses gehört zu den ältesten des Landes und ist um das Jahr 750 von Herzog Tassilo und dem Abte Lantfried von Beuern gemeinschaftlich für Benedictiner gestiftet worden. Von des Herzogs Jäger, Wezzo, der da eine in Kreuzesform aus dem Boden sprudelnde Quelle entdeckt, soll das Kloster sogar den Namen, von Altaich aber den ersten Abt, Islung, erhalten haben. In der Zeit vor der Lechfeldschlacht ist auch dieses Kloster von den Ungarn zerstört und auf dem Kreuzberg der Abt mit sechs Mönchen erschlagen worden. In des Stiftes Schriftenschatze fand sich auch neben mehreren andern merkwürdigen Stücken ein alt-hochdeutsches Gebet, von großem Werthe für alle Freunde unseres Alterthums. Man nennt es das Wessobrunner

Gebet und ist durch diesen Fund allein das Kloster bekannter geworden, als viele andere seinesgleichen. Da es nun wohl manchem neuern Bajubaren nicht mehr ganz erinnerlich sein dürfte, wie seine Vorfahren vor elfhundert Jahren in deutscher Sprache sich ausgedrückt, so geben wir hier wenigstens den in Prosa gefaßten Schluß des besagten Gebetes, welcher also lautet:

„Enti cot heilac, cot almahtico, dū himil enti erda gauuorahdōs, forgip mir in dīnō ganādā rehta galaupa enti cōtan uuilleon enti craft tiuflun za uuidarstantanne enti dīnan uuilleon za gauurchanne“ —

Dieß heißt in unsere jetzige Zunge übertragen: „Und Gott heilig, Gott allmächtig, du Himmel und Erde wirktest, gib mir in deine Gnaden rechten Glauben und guten Willen und Kraft Teufeln zu widerstehen und deinen Willen zu wirken.“

In dieser Sprache beteten die Bayern zu Lantfrieds Zeiten und als Wessobrunn erstand und Tegernsee und der Irländer Dobda zu Herrenchiemsee die Knaben lehrte.

Aus den Wessobrunner Urkunden geht außer den mancherlei Schenkungen, die wie bei den meisten Klöstern des Oberlandes bis in das Weinland bei Meran hineinreichten, nicht viel Anziehendes hervor. Doch ersehen wir daraus, daß hier auch einst in einer längst vergangenen Klausel fromme Schwestern ein heiliges Leben führten. Unter ihrem Dache wohnte im elften und zwölften Jahrhundert die gelehrte Demuth, in der Schreibekunst und in der Malerei gleichmäßig erfahren, unermüdet bestrebt, die alten Bücher abzuschreiben und die Abschriften mit schönen Bildern zu versehen. „Erstaunlich,“ sagt die Vorrede in den Boischen Monumenten, „ist die Menge und die Eleganz der Codices,

die wir dem Fleiße dieses einzigen Mädchens verdanken und man sollte kaum glauben, daß drei oder vier Menschenleben hinreichen würden, um so vieles zu Stande zu bringen.“

Die fromme Diemuth schrieb meistens Meßbücher und Kirchenväter ab. Viele ihrer Werke gingen durch Brand, viele durch Nachlässigkeit der Mönche verloren. Eine kleine Anzahl findet sich noch auf der Bibliothek zu München. Herr J. v. Hefner hat der bewunderten Nonne im oberbayerischen Archiv ein Denkmal gesetzt.

Die Klostergebäude (bei Merian ist ihr Abbild dem von Benedictbeuern noch ganz ähnlich) waren bei der Aufhebung sehr großartig und umspannten in regelmäßigen Fensterfluchten sechs weite Hofräume. Was nicht abgebrochen wurde, ist noch heute gut erhalten. Die Stiftskirche aber hat man schon lange niedergerissen.

Der Weg von Wessobrunn gegen den Peißenberg bietet mehr Abwechslung, als jener erstere von Dießen her. Man wandelt nun durch eine ganz anmuthige Gegend, die mit Einzelhöfen besetzt ist und kommt sogar an einer Kirche, St. Leonhard, vorbei, welche den zerstreuten Einsiedlern als Pfarre dient. In zwei Stunden ist man auf der Höhe des Bergs.

Der Peißenberg erhebt sich 3000 Fuß über die Meeresfläche und ist ein Ausläufer jenes mächtigen Alpenstockes zwischen der Loisach und dem Lech, der seine waldigen Vorberge nordwärts fast im Dreieck gegen das Flachland hinausfendet und schier zur Ebene werden läßt, bis sie sich hier im letzten Ausschwunge noch zur ragenden Hochwarte erheben. Auf dem Berge

weiden viele Heerden mit melodischem Geläute, und an seinen Seiten stehen viele schöne Gehöfte, niedlich eingehegt und vergattert, hirtlich reizend in der schmucken Bauart des Gebirges. Wälder und Felder lösen sich angenehm ab. Oben auf der Höhe stand einst eine Burg, nunmehr aber prangt da seit dreihundert Jahren, weithinschauend und in weiten Fernen gesehen, eine vielbesuchte Wallfahrtskirche und ein stattliches Pfarrhaus, auf dessen Dach das Observatorium angeschmiedet ist. Ein Gärtchen des Pfarrers, das Wirthshaus und die Regelstatt unter zwei großen Linden, endlich der kleine Friedhof füllen die Platte aus, zu welcher ringsum gelichtete Halden emporführen.

Auf jenem Belvedere über dem Pfarrhause nehmen nun die Pilger schwindelnd jene bewundernswerthe Fernsicht ein, die dem Berge so hohen Ruhm verschafft. Hier oben erscheint ihnen — und gar Vielen zum erstenmale — der gezackte Alpenfranz in seiner vollen Pracht vom Allgäu bis nach Salzburg, die Vorberge dick mit Wald bewachsen, jene in zweiter Reihe wild und steil abgerissen, mit spizigen Hörnern, mit klaffenden Schründen, mit silbernen Rinnen und glänzenden Schneefeldern; mitten drin der hohe Benediger, der in seinem ewigen Eis-mantel als ungeheure Pyramide aus dem fernen Kärnthén fast geisterhaft herüberschimmert. Ueber dem Flachland hinaus sind die blauen Rücken der rauhen Alb, und weiter rechts sollen die Höhen des Böhmerwaldes und des Fichtelberges zu sehen sein. Am Saum der Scheibe, die diese fernen Ränder einfassen, flimmern die Frauenthürme von München, die Domthürme zu Freising und die Ulrichskirche zu Augsburg als graue Marksteine der äußersten Tragweite. In der Nähe liegen

mehrere kleine Städte und Flecken, deutlich und in vollem Umfange, während von andern die Thürme über die Wälder heraus blinken. Auch sind manche von den ehemaligen Stiftern zu sehen, welche die Frömmigkeit der alten Herzoge und Grafen in Bojoarien gegründet, so Andechs, Dieffen, Wessobrunn, Bolling und Rothensbuch. In all seiner Länge und Breite legt sich der Ammersee, aus dessen Wellen der heilige Berg emporsteigt, mitten in die Landschaft, und wie ein langer Silberstreif glänzt der Würmseer durch die Gegend gegen Morgen. Rückwärts, vom Gebirge kommend, bligt die Ammer in ihrem tiefen Waldthale, die bald mit breitem Kiesbette aus dem Dickicht hervortritt, bald wieder im Tannenforst verschwindet. Die Hochwälder nehmen allerdings große Flächen ein, aber dazwischen heben sich desto tröstlicher die grünen Auen und die gelben Felder hervor, in denen unzählbar die Flecken und Dörfer, die Schlösser und Edelsitze, die Einödhöfe und Waldcapellen liegen im obern Lande Bayern, im Lechrain, im Allgäu und im fernen Schwaben. Darin gleichen diese blinkenden Punkte dem Sternenhæere, daß sie, je länger betrachtet, desto zahlreicher zu werden scheinen; ja, wenn einer stundenlang oben steht und immer von Neuem die Kunde macht, er wird immer wieder Neues entdecken, und immer wieder frisch überrascht werden.

Auf dem Reußenberg ist viel vom Sonnenaufgang die Rede, vom Sonnenaufgang, der hier eine Lokalmertwürdigkeit ist, von Manchen mit ruhiger Gewissenhaftigkeit betrachtet, von Andern mit poetischer Begeisterung angestaunt. Es sind vielleicht wenige darunter, denen es nicht eine Seltenheit ist, die Sonne aufgehen zu sehen, und manche nehmen eigens Urlaub, reifen

sich los von Weib und Kind, von Geschäft und Dienst, um die alte Erinnerung von Zeit zu Zeit zu erneuern. So langen sie denn sehnsüchtig oben an und begeben sich, Männlein und Weiblein, bei Zeiten zu Bette, mit einem stillen Seufzer zum Allerhöchsten, das hohe Steigen und die heutigen Athemlosigkeiten barmherzigst zu erwägen und ihnen doch ja die theuer erkaufte Freude nicht zu verderben. Am andern Morgen aber schlagen sie erwartungsvoll die Augen auf und blicken, wenn es heiter geblieben, freudetrunken hinaus in die dämmernde Welt, wo jetzt das große Spektakel losgehen wird.

Nicht Alle treffen vielleicht die rechte Stunde; wer aber im Hochsommer so um drei Uhr auf die Warte tritt, der sieht weit unter und um sich ein seltsames Wesen. Da verliert sich alles Land in derselben grau-grünen, düstern Unendlichkeit der Wälder; alles was Menschenhand hineingesetzt, Wege und Stege, Kirchen und Schlösser, Dörfer und Städte, ist vergraben in dem ungewissen Hell Dunkel der brechenden Nacht, und das Gebirge steht ehrfurchtgebietend da wie eine finstere Mauer mit zerrissenen Zinnen. Das Gewässer aber, der Ammersee, die ungeheure Lache, die andern kleinen Binnenmeere, die schlängelnden Ströme dehnen sich in bleifarbenem, märchenhaftem Glanze, scheinbar viel mächtiger, als am Tage. So weit das Auge reicht, nichts als bleiches Gewässer und wüstes, dunkles Land. Man meint, am vierten Schöpfungsmorgen als Vorausgeschaffener auf der Welt zu stehen. Wenn es aber beginnt zu tagen und die feuerrothe Gluth im Osten in helles Gold übergeht, das die nahe Sonne verkündet, so ist es gar besonders schön, wie allmählig die Farben des gestrigen Tages zurückkehren, gleichwie bei

weichender Dymmacht die Röthe auf das menschliche Antlitz; wie die Augen der Gegend den matten, geisterhaften Glanz verlieren und ein frisches, blaues Leben gewinnen, und wie sich von dem dunkeln Einerlei der Wälder die verschiedenen Tinten der Flur ablösen; wie die grünen Auen, die goldgelben Kornfelder, die rothen Moore selbstständig werden. Wenn es so weit gediehen, tritt auch der Mensch auf; seine Dächer fangen an zu scheinen, die Dörfer bauen sich auf, die Dorfkirchen strecken ihre weißen Fingerchen zu Gott empor und der Morgenstern schenkt ihnen als Abschiedsgruß sein letztes Blinzeln. So ist es, da die alte Planetenleuchte noch unter dem Horizonte weilt, als wenn die Erde von inwendig heraus sich färbte und sich selbst erwärmte und Leben annähme. Endlich steigt die Sonne herrlich herauf und verleiht den verzüngten Farben der Erde den Glanz und die Kraft und die feuchte Lasur des Morgens.

Heute ist ein Feiertag und ein wunderschöner klarer Himmel. Die Kirchenglocken tönen aus den Wäldern herauf und die Landleute der Pfarrei klimmen rüstig die Halden heran zum Hochamt, das bald beginnen wird. Während ein summender Haufe vor den Pforten wartet, wandelt ein anderer durch den kleinen Friedhof, still verloren über den Gräbern, die von Nelkenbüschen duften, und eine gute Anzahl sitzt in der Wirthsstube und bereitet sich lieber dort auf die kommende Andacht vor. Es ruht ein seliger Gottesfriede auf dieser Höhe und auf dem ganzen weiten Lande, das zu unsern Füßen liegt, und die Wälder wie die Berge scheinen, in sich selbst versunken, den geweihten Tag mitzufeiern.

Nachgerade gehen wir auch in die Kirche, wo vom

Chor herab die Jugend der Höhe in vollen Bergstimmen die Messe singt und die Orgel sich mit dem mächtigen Schall der Trompeten und Pauken festlich vereint. Das hat der Hörer dem jungen Lehrer zu verdanken, einem freundlichen Herrn und in mannigfacher Musik wohl erfahren. Es ist überraschend, wie in diesen Gegenden unter liebevoller Pflege des Lehrerstandes sich Bauernorchester bilden, die es bald mit den städtischen werden aufnehmen können. Ohne Mühe finden sich Liebhaber für den Gesang, Andere lassen sich für die Saiteninstrumente werben, aber vor Allem ist die kriegerische Blechmusik ihre Freude, und der nöthige Vorrath an Posaunen, Hörnern und Trompeten wird mit schwerem Gelde, aber mit leichtem Herzen angekauft. Sofort werden Hochämter und andere Kirchenstücke, dann Walzer und pompöse Märsche eingeübt, und so wird man bald an Vorabenden großer Tage in der Stille der Dämmerung den Hörerschall über wogende Kornfelder von einer Dorfflur in die andere durch's ganze Land vernehmen.

Nach dem Gottesdienste sammeln sich die Leute vom Berge im Wirthshause und an der Regelfstatt unter den Linden. Die Fremden gesellen sich auch dazu oder gehen in's Pfarrhaus, ¹ das seit Menschengedenken seine Pforten den Pilgern gastfreundlich öffnet, obgleich das Wirthshaus in neuerer Zeit bescheidenen Anforderungen ganz entspricht. Schöne Tage vergehen selten, ohne daß neues Volk den Berg heraufsteigt. Manche bleiben auch wohl Tage lang, froh der stillen, friedfertigen

¹ Pfarrer ist jetzt Hr. Georg Mayr, ein Sohn des Hrn. Mayr zu Adelsbolzen. Man wird sehr freundlich aufgenommen und beherbergt.

Atmosphäre in der freien Höhe. So kommt die große Zeit des Sonnenuntergangs heran, weniger gefeiert als der Aufgang, aber deswegen nicht weniger zu feiern, und darnach hat es schon manchmal sehr vergnügts und denkwürdige Abende gegeben, wie es die Reisenden oft dankbar in das Fremdenbuch verzeichnet. Wenn andauerndes Regenwetter eintritt, ist oft freilich Mühe und Keuchen umsonst dahin gegeben; wer's aber abwarten will und nicht gar zu lange warten muß, der findet einstweilen hinreichende Unterhaltung in dem besagten Fremdenbuche des Pfarrhauses.

Ein Fremdenbuch an so poetischer Stelle hoch über dem Hauch der Gräfte verliert seinen polizeilichen Charakter und wird gleichsam ein Ziergarten, in dem die köstlichsten Blumen nicken. Dem kalten Verstande nach dürfte freilich hier jede Anpflanzung zu widerrathen sein. Weise Männer unterlassen sie auch in der Regel; die großen Celebritäten, die europäischen Renommeen, die Candidaten des Maximiliansordens und des andern *pour le mérite* drücken in stolzer Selbstbeschränkung ihren ewigen Hausbuchstaben auf's Papier und gehen wieder bergab. Dasselbe beobachten die untern Schichten, die Handwerksburschen und Bauersleute; nur der Mittelstand verspricht sein poetisches Herzblut, um den Nachkommen ein Vergnügen oder sich selbst lächerlich zu machen.

Der Mittelstand hat überhaupt am meisten Physiognomie in den Fremdenbüchern, und wenn er auch nur seinen Namenszug hier niederlegt, so gibt er sich doch viel Mühe, ihn eigens zu costumiren. So ereignet es sich häufig, daß er eine fremde Sprache wählt, und gleich auf dem letzten Duzend Seiten finden sich zwei Schneider und zwei „Privatiere“ aus München,

ein Professor aus Ingolstadt und ein Lehrer aus Michach, welche ihre werthen Namen französisch eintrugen. Es ist dieß eine sehr zu entschuldigende Halbmaske; bei den Schneidern ist ja ohnedem Französisch noch die Hofsprache, und die andern haben durch diese leichte Bekleidung die Notiz ihrer Anwesenheit gewissermaßen zum Gemeingut unseres Planeten gemacht, sicherlich in der guten Meinung, dem Berg dadurch an seiner Bedeutsamkeit noch etwas Merklisches zuzulegen. Weiter rückwärts trifft man auch auf eine gebildete Gesellschaft von vier oder fünf Münchener Etudiants en droit — lauter alltägliche deutsche Namen, lauter gute Bekannte, jetzt allbereits in Ehren und Würden, die ich aber an ihre Studiantenschaft namentlich nicht erinnern will, hoffend, der Name sei das einzige Französische daran gewesen. Gymnasisten schreiben in der Regel lateinisch und in der Regel nicht ohne Böcke. Ein merkwürdiges Beispiel von Frühreise gibt unter diesen Jakob Spindler, Studiosus literarum Kampodunensis, natus Tongae VI. Calendas Octobris 1830, der noch im selben Monate, wenige Tage nach seiner Geburt, den Berg besuchte und diese lateinischen Worte eintrug. Deutsche Lieutenante, welche in Griechenland gewesen, schreiben ihre Namen gerne griechisch, die Griechen dagegen, die in München studiren, die ihrigen aus Nahe lieber deutsch. Die übrigen Ausländer bleiben bei ihrer Muttersprache, nur ein einziger Engländer gab seinen Namen in der unsrigen; es ist indeß zu bezweifeln, ob dieß ein rechter war.

Den Uebergang von den kalten Namen zu den warmen Herzensergießungen bilden jene Einträge, wo der Firma noch ein kleines, kurz abgestoßenes Schnörkelfchen

angefügt ist, eine schwärmerische Interjection, ein sprechender Athemzug einer wonnevollen Seele; als zum Beispiel: „Wunderschön!“ — „Kein Schritt gereut!!!“ oder auch: „Sehr lustig gewesen!!! Treffliches Bier!!!!“ u. s. w. Fast komisch wollt' es uns bedünken, wenn Mancher mit den bestimmtesten Worten versichert: — — „ist auf dem Reußenberg gewesen;“ — — „hat den weltberühmten Reußenberg bestiegen,“ obgleich am Ende nichts dahinter steckt, als ein bescheidener und lobenswerther Sinn für Deutlichkeit, welcher der Vermuthung entgegen arbeiten will, sie seien etwa daheim geblieben und der Berg oder wenigstens das Fremdenbuch ihnen aus Gefälligkeit ins Haus geschickt worden.

Prosaïsche Gedanken finden sich wenige, oder vielmehr sehr viele, aber die meisten sind in Versen. Ein Augsburger Commis weicht seinen Empfindungen zwei Zeilen französischer Prosa, muß sich aber von einem Nachkommenden corrigiren lassen, weil er in sein Gefühl fünf Sprachfehler hineingewoben hat. Ein Naturforscher drückt den Wunsch aus, es möchten die Besucher ihre naturhistorischen Beobachtungen in dem Buche niederlegen, und diesem Ansinnen entgegengehend, macht einer der nächsten das Phänomen actenmäßig, er sei im stärksten Regen „patschnaß“ hier oben angelangt und vom gastfreundlichen Herrn Pfarrer mit frischer Wäsche versehen worden. In ähnlicher Weise wurde seither dem Wunsche häufig entsprochen, und der Forscher hat jetzt eine reiche Auswahl von interessanten Naturbeobachtungen. Was metrische Depositen betrifft, so wurden ehemals viele Geschäfte in fremden Versen gemacht, und Schillers „Auf den Bergen ist Freiheit“ u. s. w. (Auch auf den bayerischen? setzte einst einer hinzu, dem jetzt

die Frage wohl nicht mehr in den Sinn käme), jene Schiller'schen Verse also waren ehemals das Organ für eine große Anzahl von Emotionen, die ob der übermäßigen Aufregung nicht zu eigenen Worten kommen konnten. Diese Reminiscenz hat übrigens nicht allenthalben befriedigt, und eine spätere Hand hat hier und da: „O du Papagei!“ oder so etwas beigefügt. Einige Wanderer, welche weniger weltläufige Verse anbrachten, ohne den Dichter zu citiren, vielleicht nicht ohne die Absicht, sie für eigene gelten zu lassen, wurden dadurch bloßgestellt, daß eine fremde Hand mit mehreren colossalen Ausrufungszeichen den Autor hinzusetzte. Bei andern scheint diese Anrufung des Verfassers gleichwohl eine Persiflage zu sein, wie denn z. B. „Jean Paul“ unter manchen Albernheiten steht, welche wir doch nie in demselben gelesen zu haben uns erinnern. Diese Muthwilligkeit der Kritik hat übrigens den Originalerzeugnissen vielen Vorschub geleistet, und seit mehreren Jahren behaupten letztere fast ausschließlich das Feld. So heißt es denn auch hier: „Singe, wem Gesang gegeben u. s. w.“ und daß die Dichtkunst bei uns nicht mehr zünftig ist, geht schon daraus hervor, daß außer den gedruckten Dichtern auch Elementarlehrer, Kaplane, junge Philologen, Assessoren, Rentbeamte und sogar eine Gerichtsdienerswittwe etwas Poetisches zurückgelassen haben.

Uebrigens erhellt aus alle dem, daß grimmige Recensentenhände durch das Buch gehen, wenigstens bis zum letzten Herbst, so daß wir auf den Gedanken kommen, diese herbe Censur mit den Ferienreisen der Studirenden in Verbindung zu bringen, wie denn auch in letzterer Zeit ein reisender Herr aus Stuttgart und ein

Professor aus J., der viele Entzückung über „Schwangu, den göttlichen Punkt,“ und „Reißenberg, den göttlichen Punkt,“ genossen zu haben scheint, sich zu ziemlich schlechten Versen herbeiließen, ohne bisher katechisirt worden zu sein.

Die neuere Sitte der Münchner und Augsburger, den Ehestand im Postwagen zu beginnen, ist in ihrem zarten Dufte auch hier leicht zu verfolgen. Wenn da schon auf jeder Station der Himmel frisch aufgeschlagen wird, so culminirt der Flitterwochenjubel auf dieser Höhe, wo es so bequem ist für den ersten Kasttag. Da besingt der junge Gatte, hoch aufjauchzend in bräutlicher Lust, seine Neuvermählte und legt ihr, voll noch immer nicht gestillter Sehnsucht, gereimte Myrthenkränze um das Haupt, und sie, die himmlische, mildert seine stürmende Hitze mit dem süßen Balsam eigener Reime. Eine dieser jungen Liebenden hat dabei mit schüchterner Hand ein anziehendes Factum constatirt durch den Beisatz: „hier zum drittenmale — (das heißt gewesen), nämlich zweimal ledigen Standes und einmal jezo.“ Glückliche Gatten in ihrer Seligkeit dreitausend Fuß hoch über dem mittelländischen Meere — hoch und hehr über dem irdischen Jammerthal, doppelt glücklich durch Gesang und Liebe! Und doch vielleicht — wenn sie im nächsten Jahre wieder kommen, wie ganz anders sehen sie sich oft an!

Nach achtzehn Jahren hab' ich im letzten Juni das Fremdenbuch neuerdings durchgeblättert und zunächst den späteren Theil betrachtet. Ich fand darin dieselbe Heiterkeit, dieselbe Sangeslust, doch keine Gallomanie mehr.

Was man aber mitunter seinen Freunden für Gefälligkeiten zu verdanken hat, das zeigt der Fall mit einem Münchner Maler, der vor manchen Jahren seinen ehrlichen Namen eingeschrieben, welchem später ein guter Bekannter die einfältige Bemerkung beifügte: Ist seitdem glasköpfig geworden! Bei jener Eitelkeit, welcher die Schriftsteller gemeiniglich unterliegen, ist's nicht zu wundern, daß ich neugierig hin- und herguckte, ob nicht vielleicht ein Wanderer der vorstehenden schönen Beschreibung des Peißenbergs mit Freundlichkeit oder Bosheit gedacht habe, was nicht so unmöglich schien, da dieselbe schon seit zehn Jahren dem bayerischen, vielmehr dem deutschen Publicum zugänglich — aber so heimlich und verschwiegen haben wir, der Verleger und ich, es getrieben, daß sie in dem Ocean der deutschen Literatur ganz unbekannt versunken ist. Nur Hr. Generalconsul und Hofrath v. Schauß hat ihr ein, obwohl schwaches Zeichen seiner Aufmerksamkeit gewidmet in folgenden Versen:

Trotz Ludwig Steubens Spöttereï'n,
 Schreib' ich mir hier doch wieder ein.
 Heut' ist die Aussicht wie sein Buch —
 Die Ebne flach und ganz verschwommen,
 Die Berge schroff und unvollkommen —
 An beiden hab' ich satt genug.

Von dem Peißenberg hernieder steigend, hat der Wanderer das Städtchen Schongau im Gesichte, welches nicht ohne Ansehen auf dem andern Hochufer des Lechs sich ausbreitet, ehemals wichtig durch den morgenländischen Handel, der da seinen Durchzug nach Augsburg

hatte und berüchtigt durch den großen Hexenproceß im Jahre 1590, in Folge dessen unter dem Landrichter Hans Friedrich Hörwarth von Hohenburg dreiundsechzig Weiber hingerichtet wurden. Der Landrichter hatte eine solche Freude an diesem Proceffe, der nach seiner Meinung zu des Herzogs größtem Ruhm gereichen sollte, daß er die Errichtung einer ewigen Denkfäule beantragte, ein Vorschlag, der aber glücklicherweise und zum Ruhm des Landesfürsten nicht angenommen wurde.

Etwa eine halbe Stunde darüber hinaus liegt Altenstadt, das Schongau's Mutter gewesen sein will, jetzt ein kleines Dorf, doch mit einer sehr schönen Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert, welche einst ein Gotteshaus der Templer war und noch immer von Kunstfreunden gerne besucht und mit Andacht betrachtet wird.

Der Orden hielt sich in dem Dorfe bis zum Jahre 1289, wo Bruder Friedrich Wildergrave, Meister des Tempelhauses in Alemannien und im Slavenland, vielmehr dessen Statthalter, Bruder Dietrich von Morsbach, alles Eigenthum daselbst sammt Zubehör um 225 Pfund Augsburger Pfennige an das Kloster Steingaden verkaufte. Die Urkunde ist interessant, weil sie schon alle die gewöhnlichen Cautelen des römischen Rechts enthält.

Ehe der Wanderer Schongau erreicht, muß er in der Niederung gleichwohl durch Peiting ziehen. Dieß ist jetzt nur ein großes Dorf mit einem alten Kirchthurm, der wohl aus der Welfenzeit stammt, was ich immerhin noch anmerkte, obgleich mich jüngst ein Honoratior der Gegend verwundert fragte: „Haben jetzt Sie eine Freud, wenn ein Thurm älter ist als der andre? Wir sind sie alle gleich — ob sie alt sind oder jung.“ Auch eine uralte Krypta hat sich in der Kirche erhalten. Nicht minder

ist zu erwähnen, daß von Peiting auch die Peutinger ausgegangen, welche zu Augsburg einst als Patrizier wohnten. Konrad Peutinger, der Stadtschreiber von Augsburg, ist ja männiglich bekannt.

Uebrigens gehört Peiting wie der Peißenberg eigentlich zum Schwabenlande. Bis hieher, ja bis an das linke Ufer des Ammersees sind nämlich in der Vorzeit die tapfern Sueven gekommen und haben sich da bäuerlich niedergelassen. Noch ist auch ihre Mundart unverwischt bis auf den heutigen Tag. Die Grenze derselben geht dann abwärts auf Friedberg zu, während sie aufwärts über den Peißenberg gegen Eschenloß hinstreicht. Dieß Gebiet hieß ehemals der Lechrain (ein Name, der leider jetzt verschollen ist) und erscheint dasselbe auch schon zur Zeit der Karolinger in den Händen der schwäbischen Welfen. Als Kaiser Ludwig der Fromme die schöne Jutta geheirathet hatte, versprach er ihrem Neffen Welfo nach der alten Sage des Landes so viel zu Lehen zu geben, als er in Tagesfrist mit einem goldenen Wagen umfahren könne. Welfo aber ging zum Goldschmied, ließ sich ein gar kleines Wägelein fertigen, schob es in den Busen und ritt an einem langen Sommertage auf flüchtigen Rennern um ein weites Gelände. Dieses soll zwischen dem Lech und der Ammer gewesen sein. Aber des schlauen Reiters alter Vater, Namens Ethiko, ging, wie schon gemeldet, aus Gram darüber in die Wildniß und starb dafelbst.

Die Landschaft blieb in denselben Händen bis ins zwölfte Jahrhundert, wo sie ein späterer Welf, der Herzog von Spoleto, Markgraf von Tusciën und Fürst von Sardinien, inne hatte. Dieser lebte zumieist in Deutschland, zu Altdorf bei Ravensburg und zu Pitingowe, das jetzt Peiting heißt. In der Burgcapelle zu Pitingowe,

im Jahre 1147, nahm er auch das Kreuz, umgeben von den Scheirern, den Undechtern und zahlreichem Dienstadel minderen Ansehens. Bischof Konrad von Augsburg segnete die Banner ein, welche wenigstens den Welfen wieder glücklich heimgeleiteten. Darauf lebte dieser noch lange Jahre, bis ihm sein einziger Sohn in Wälschland an der Pest gestorben war. Dessen gedenkt er in seinen Urkunden noch häufig mit väterlicher Nüchternheit. Als aber den kinderlosen Mann das Alter erreichte, „ward er bald durch Schwelgereien berühmter als durch Ehrenthaten in seiner Jugend. Von Gastmahlen und Festen, die er gegeben, ward viel erzählt. Gleich seinem Bruder, dem hochfährigen Herzog Heinrich, der sein Beilager einst mit großer Pracht auf dem Lechfelde gefeiert, wiederholte der Welf in den Ebenen bei Augsburg das glänzende Schauspiel. Da bewirthete er allen Adel Bayerns und Schwabens unter köstlichen Gezelten und ergötzte ihn Tage lang mit großen Lustbarkeiten. Seinem Aufwande zu genügen, verkaufte er Friedrich dem Rothbart Sardinien, Tusciem, Spoleto und was er von den Mathildischen Ländern besaß. Seinem Bruderssohn, Heinrich dem Löwen, bestimmte er die künftige Erbschaft des schwäbischen Hausgutes. Dafür beehrte er aber Ersatz an Geld. Der Herzog, ohnehin als Erbe der Nächste, verzögerte bedächtlich die Zahlungen. Deß ward der Altdorfer ungeduldig und gab dem Kaiser auch die reichen Stammgüter zu Schwaben um Gold und Silber hin.“

Auf diese Weise kam der Lechrain von den Welfen an die Hohenstaufen. Als aber Conradin, ein geborner Landshüter, durch seine Mutter Elisabeth ein Neffe der Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern, nach Italien zog, um die Kronen von Neapel und Sicilien zu über-

nehmen, setzte er für den Fall seines kinderlosen Absterbens die beiden Oheime zu seinen Erben ein, „dieweil sie ihn glücklich erzogen und noch stäts, wie der Vater einen einzigen Sohn, mit den Armen uneigennütigen Wohlwollens umfaßt hielten.“ Und als er zu Neapel enthauptet war (1268), fiel der Lechtraiu an Herzog Ludwig den Strengen von Oberbayern, und ist seitdem bei diesem Land geblieben.

Noch bemerkt man aber an dem Volke die kennlichen Zeichen des schwäbischen Stammes. Es ist gutherzig, oft sinnigen Gemüthes, zum Humor geneigt und mit ziemlich viel Verstand begabt. Es ist aufgeweckt und redelustig, thut gerne gescheidt und hat vielen Hang zum Besserwissen und zum Rechthaben, studirt sich auch mit Liebe in Rechtsjachen ein. Unterricht wird hochgehalten und gesucht — das Errungene festbewahrt und ausgebildet. Das Benehmen ist freundlich und artig; auch in der Leidenschaft selten roh. Die Tracht, die Hauseinrichtung, die Lebensweise neigt sich stark dem Bürgerlichen zu. Ueberhaupt ist die Naturanlage des Schwaben viel städtischer, als die des Bayern; der schwäbische Bauer ist immer schon halbwegs ein Städter, während der altbayerische Städter immer noch halbwegs ein Landmann ist. Dagegen fehlt dem ersteren der Schick für das echte poetische Alpenleben, und ein so reckenhafter, sang- und kampflustiger Schlag wie zwischen Inar und Inn, im Unterinn- und Zillerthal ist nach meiner Meinung im ganzen alemannischen Gebirge nicht zu finden.

Derselbe Welf, Herzog von Spoleto, stiftete im Jahre 1147, als er nach Palästina aufbrechen wollte, auch das Kloster Steingaden, welches um eine Poststation südlicher liegt als Peiting. Er widmete es zu

Ehren Johannes des Täufers, nahm darin die Prämonstratenser auf und wurde sammt seinem junggestorbenen Sohne dort begraben.

Im Anfange gab es langen Streit um Steingaden, da der Bischof von Freising das Kloster eingeweiht hatte, der Bischof von Augsburg aber, in dessen Sprengel es gelegen war, diesen Uebergriß nicht gelten lassen wollte, bis endlich mehrere Bullen des Papstes den schwäbischen Kirchenhirten zur Ruhe wiesen. Sonst ist aus den Urkunden nicht viel Bedeutfames zu schöpfen. Zu Tschars (Scardes) im Wintshgau hatte das Kloster seine Weinberge, die ihm der alte Welf zum besten gegeben, und diese werden oft erwähnt. Außerdem dreht sich der Inhalt der alten Pergamente, wie allenthalben, zunächst um Kauf, Schenkung, Tausch, Verpfändung von Gütern und Leibeigenen. So haben sich z. B. Herr Bartholomäus von Schwangau und Ulrich, der Probst zu Steingaden 1325 gar brüderlich verständigt und ausgesprochen: „wo unsre (eigenen) Leute von dem Dorf zu Epfach zusammenkommen mit ehelichem oder ledlichem Heilach (so viel als unser jetziges Heirat), es sei in dem Dorfe oder außerhalb, so sollen wir sie mit einander theilen wie sittlich und gewöhnlich ist, ohne alle Gefährde und Widerrede. Wir sollen auch mit einander theilen Ruprecht des Großen Hausfrau (wie man sich dieses dachte ist nicht ganz klar) und alle ihre Kinder.“ Dergleichen verkauft um 1332 auch Herr Ulrich von Schwangau an Niclas Mangold seinen eigenen Mann, Heinrich den Schwaiger von Esterrain, dessen Hausfrau und alle ihre Kinder, außer einem, das sie von ihrem vordern Chewirth hatte, welches ihm, dem Verkäufer, nur halb zu eigen sei. Der Kauf geschah auf des Reiches Straße um sechs Pfund guter

Augsburger Pfennige. Derlei gemüthliche Handelschaften gehen aber durch alle Bände der boischen Monumente, vielmehr durch das ganze mittelalterliche Deutschland, und ich habe nur etwa vergessen, schon früher davon Erwähnung zu thun. Für ein großes Unglück und Verhängniß galt es jeweils, wenn ein solcher Leibeigner durchging und etwa in der nächsten Reichsstadt als Bürger Aufnahme fand, was wohl dem Convent zu Steingaden, wo Kaufbeuren, Memmingen und Kempten so nahe liegen, zu öftermalen begegnete. Kaiser Ludwig der Bayer gab ihm daher 1347 ein festes Privilegium, welches solchen Schaden verhindern sollte. Nichtsdestoweniger erfrechten sich sogar die Bürger des landesherrlichen Schongau Eigenleute des Klosters in ihre Stadtgemeinde aufzunehmen, wornach dann Ludwig der Brandenburger 1348 einen neuen Schutzbrief erließ und den Schongauern dieses ernstlich untersagte. Aber aus dem Jahre 1410 erfahren wir schon wieder einen solchen Frevel. Da lesen wir in einem langen Brief, länger als oft die triftigsten Schenkungsurkunden, wie Frau Engel, des seligen Cristani eheliche Wirthin, öffentlich bekennt, daß ihr Sohn, Hans Cristani, von dem ehrwürdigen Gotteshaus zu Steingaden gewichen sei gen Kaufpervern und da ein ehelich Weib genommen, ihr aber wider ihren Gunst und Willen und aller seiner Geschwisterte fünf und achtzig alter guter rheinischer Gulden hinweggetragen, weßwegen sie ihr gnädiger Herr, der Probst Johannes, festgenommen und gefangen habe, sie und ihre Kinder. Also habe sie dem gnädigen Herrn von Steingaden einen Eid geschworen zu den Heiligen mit aufgehobenen Fingern, daß sie fürderhin weder Gut noch Kind dem ehrwürdigen Gotteshaus entführen oder

entfremden oder selbst aus der Genossfame heilachen oder mannen wolle. Wäre aber, daß sie, obgenannte Engel Cristani, der Artikel einen oder mehrer überführe, so wäre sie hinfüro eine Meineidin und ehrlose Frau und ihrem Herrn und seinem Nachkommen zweihundert guter Ducaten schuldig.

Aber obgleich Frau Engel Cristani, die Wittib, ihre Unterthänigkeit so heilig gelobt und die andern Bauern sich hätten ein Beispiel davon abziehen sollen, so gaben sie doch keinen Frieden. Vielmehr errichtete die „Gepaurschaft“ Einung und Bündnuß wider den Probst und es entstand viel Span und Zwiung. Endlich baten beide Theile die Herzoge Ernst und Wilhelm zu München um einen Schiedspruch. Diese hörten Klage, Red und Widerred von jeglicher Partei, und sprachen dann auf Rathrein 1423 zuvorderst, die Gepaurschaft solle ihr Bündnuß abthun; da aber anderseits das Gotteshaus verlange, wenn seine eigenen Leute ihre Kinder ausgesteuert hätten, so sollen diese nach Vaters und Mutter Tod mit ihrem Gute nichts mehr zu schaffen haben, dieses vielmehr dem Gotteshaus ledig sein, so solle auch dieses fürbaß nicht mehr geschehen, vielmehr das Gut den Kindern zufallen. Auch soll der Probst keinen mehr zur Ehe nöthen, es sei dann, daß sich einer von dem Gotteshaus entfremden wollte, denn dann dürfe der Probst eine redliche Bön darauf setzen (scheint also die Ehe als redliche Bön gemeint zu sein). Ferner solle jeglicher Bauer, der des Gotteshauses eigen oder Hintersaß, dem Probst hinfüro alle Jahre acht Tag mähen und acht Tag rechen, aber ungewöhnliche Dienste und das Garnspinnen sollen sie fürbaß nimmer thun. Und so geht es weiter, woraus man dann leichtlich

erfieht, daß die Herzoge mehr Recht und Billigkeit auf Seite der Gepaurschaft befunden haben, als auf der des andächtigen Probstens.

Später verlautet wenig mehr von dem Kloster. Im Jahr 1525, als in Schwaben die Bauern aufgestanden, kamen etliche Tausend derselben über den Lech, verbrannten Steingaden und Kaitenbuch und forderten die bayerischen Landleute auf, in ihren Bund zu treten. Diese thaten ihnen aber zu wissen, sie wollten lieber bei ihren Fürsten bleiben, sammelten sich auf dem Peißenberg, griffen die Schwäbischen an und erschlugen deren nicht wenige, worauf der Haufen wieder über den Lech zurückging. Auch im Schwedenkrieg litt das Kloster viel durch Brand und Plünderung; nachher durch unwirthschaftliche Verwaltung. Die Probstei war eben wieder etwas zu Kräften gekommen, als sie aufgelöst wurde.

Steingaden mahnt den Wanderer mehr als viele ältere Orte an die alte Zeit. Noch steht das Münster, wie es der Herzog von Spoleto einst erbaut, noch ragen die bescheidenen Sattelthürme in derselben Gestalt zum Himmel wie dazumal. Ein einfaches, aber schönes Portal romanischer Art führt in die Kirche, welche innerhalb allerdings die verschönkeltste ist, die man in Oberbayern etwa sehen könnte. Doch stehen unter einem geweihten Brettermantel noch die alten Säulen und es wäre wohl des Versuches werth, eine oder die andere ihrer ursprünglichen steinernen Nacktheit wieder zurückzugeben. Von dem alten Kreuzgange aus der damaligen Zeit ist noch ein Flügel mit zierlichen Fenster säulchen erhalten, doch sind keine Grabmäler darinnen. Die Vorderseite der Kirche ist durch einen garstigen Anbau verunstaltet, auch das alte Baptisterium am Eingange des Friedhofs steht

jetzt mit der hintern Hälfte in einem Söldnerhäuschen. Es ist eine romanische Rotunde aus denselben Jahren wie Portal und Kreuzgang. Nach der Säkularisation war diese Capelle, jetzt die Johanniscapelle genannt, verweltlicht worden, und der anliegende Schuhmacher, der sie gekauft, hatte lange Zeit seine Holzbeugen darin. Später that der Bierbrauer Schmid, ein Münchner, sich zu Steingaden auf, ein Mann, der mit wenig Verstand und noch weniger Bildung, aber sehr viel Glück bald der reichste Mensch der Gegend wurde. Derselbe Schmid nun, obwohl kein Kunstfreund, warf doch ein Auge auf das alte Taufhäuslein, kaufte es dem Schuhmacher ab und ließ es austräumen, auch etwas aufgraben. Dabei fand man nun alte starke Männerknochen und etliche Keste von Kindern.¹ Es ist daher nicht unmöglich, daß die Rotunde eigentlich keine Taufcapelle, sondern eine Gruft der Welfen gewesen und daß man den Herzog von Spoleto, seinen vielbetrauten Sohn und andere Kinder ausgegraben. Da beschlich den Brauer der Wunsch, in derselben Stätte sein unwürdig Gebein zur Ruhe zu legen, wo einst die Bettern der Kaiserin Jutta und die Vorfahren der Königin von England oder gar des beliebten Herrschers von Hannover und des Herzogs von Braunschweig geschlafen. Auch ließ er sofort ein Loch für seine künftige Asche ausgraben und zeigte den Fremden willig sein stattliches Mausoleum, wobei er kunsthistorische Erörterungen ganz eigener Beschaffenheit anbrachte. Indessen hat's der Brauer nicht erlebt, daß er in Steingaden gestorben wäre, vielmehr verkaufte er im

¹ So erzählte ein Mannrer, der dabei gewesen sein will; Prof. Foltz dagegen widerspricht diesen Fund.

höheren Alter alles, was er dort besaß, und zog als Privatier nach München. Sein Besizthum ging an den Hrn. Grafen v. Dürkheim-Montmartin über, der jetzt die meiste Zeit zu Steingaden lebt. Durch ihn ist auch die Taufcapelle im Innern wieder hergestellt und ein schöner, dem Styl des Gebäudes entsprechender Altar errichtet worden, wie es unser L. Folz erdacht und vorgezeichnet hat.

Von dem eigentlichen Kloster, den Wohnungen der Prämonstratenser, ist gar nichts übriggeblieben, dagegen stehen die Oekonomiegebäude, unordentlich umhergestreut, noch bis auf diesen Tag. Dieß ist noch die mittelalterliche Einrichtung, welche des Klosters Armuth beizubehalten zwang; während bei den spätern Neubauten zu Benedictbeuern, Tegernsee, Ettal u. s. w. alles in ein großes Ganzes zusammengenommen wurde. Es findet sich da eine Brauerei, die Post, welche ein gutes, von freundlichen Leuten verwaltetes Wirthshaus ist, und ein königlicher Fohlenhof. Vor zweihundert Jahren ging eine feste Ringmauer um den ganzen Umfang, wie damals überhaupt fast alle bayerischen Klöster noch in solcher Weise wehrhaft waren.

Hohenschwangau prangt ritterlich mit Zinnen und Thürmen auf dem Felsen, dort zwischen dem dunkeln Tannenwald. Die Sonne scheint auf seine ragenden Mauern und in seine hohen Fenster. Grüne Bergseen sind seine Fontänen und das Hochgebirge sein englischer Garten.

Wenn man den geschlungenen Weg hinauf wandelt zur Burg, so ist es wirklich, als habe man ein altes

Mährlein aufgeschlagen und lese jetzt den freundlichen Eingang, wo gleich Waldesgrün und Vogelklang entgegenkommen, goldene Lauten im Grase liegen und junge Ritter in den Büschen kosen mit unendlich schönen Mädchen. Da ist zur einen Seite ein stiller Teich, eingezackt in den Felsen, und auf dem smaragdnen Wasser schwimmen die Schwäne, die stolzen Wappenvögel der Burg. Zur andern Hand liegt ein Gemsenzwiner, wo das Wild gefangen weidet; das sieht wohl auch oft sehnsüchtig hinauf zu den Spitzen des Seiling, wo seine Heerden ungefangen spielen; denn den ächten Gemsen-seelen ersetzt das beste Hofbrod die Alpenfreiheit nicht. Dann geht man unter schönen Reihen von Buchen durch, die hoch über dem Wanderer ihre grünen Spitzbögen wölben. Es laufen Fußpfade ab und zu, die an heimliche Ruhebänke, auf moosbewachsene Felsenblöcke führen und athmet Alles den süßen Waldduft. Ueber dem ersten Burgthor prangt ein steinernes Wappen, in kernhafter gothischer Zierlichkeit gemeißelt: die bayerischen Klauen auf einem Schilde und auf dem andern der Löwe von der Pfalz am Rhein. — Ueber dem zweiten Thorweg stehen zwei gewappnete Bannerherrn, auch aus Stein gehauen, mit jugendlichen, frischen Gesichtern, wie sie Schwanthaler an die Stelle der alten, härtigen Eisenfresserphysiognomien zu setzen liebte. Der eine der Ritter ist der Kämpfer von Bayern, der andere ist einer der Schwangauer, der edlen und festen, und führt das Wappen der Burg in seinem Schild.

In dem Thorweg der zweiten Pforte ist kühle, gothische Dämmerung, doch von jenseits scheint die Helle herein. Dort stehen die sonnigen Zacken der Mauern, und über die Zinnen ragen starke Aeste und schwanke

Zweige, und durch das Laub fallen die Schlaglichter und spielen und weben in dem Gemäuer, grün und golden, still und fromm, wie in dem Kreuzgang eines alten Klosters. Nun kommen wir in den Burghof, aus dem das Schloß mit seinen Ecktürmen gebietend emporsteigt, überall sichtbar in dem Felsen wurzelnd und in allen seinen Grundfesten mit Laub bekränzt, mit Epheugewinden, mit jungen Bäumen und schönen Blumen. Aus der Ringmauer bricht unter alten Linden ein sprudelnder Born und darüber erscheint in heiliger Schönheit die Jungfrau Maria, blau wie das Element, über dem sie thront. Der Burghof ist ein niedliches Fessengärtlein, wie in ein Krönlein gefaßt durch die zackige Mauer, mit erfinderischer Hand geziert, mit sorgfamer gepflegt. In der dunkeln Laube hier stehen Bank und Tisch von Stein zum Vesperbrod im heißen Sommer; dort an den niedern Zinnen ein Ruheßitz für den Abend, um in die Sonne zu sehen, wenn sie hinter den Algäuerbergen untergeht. Auf der Treppe zum Hauptpförtlein wachsen Aloe, Cleander und Drangen, und nebenan blühen Ehrenpreis und Augentrost, Dorant und Dosten, die altdeutschen Wunderpflanzen. Ueberdieß ist aber die Kunst zu beachten, die die schönen Brunnen geschaffen hat, den Schwanenbrunnen, auf dem der eiserne Burgvogel Wasser speit, und den der Löwen, ein Abbild der maurischen Fontäne in der Alhambra zu Granada.

Mittelalterlich angehaucht treten wir in die Pforte und lesen in der Vorhalle den freundlichen Gruß:

Willkommen, Wandrer, holde Frau'n!

Die Sorgen gebt dahin!

Laßt eure Seele sich vertrau'n

Der Dichtung heiterm Sinn!

Die Halle, welche nun den Besucher aufnimmt, wird von Säulen getragen und ist des Schlosses Waffenkammer. Hier stehen auf ihren Pfeilern zur männlichen Erinnerung die Eisengewänder der alten Kämpen, vom Stechhelm herunter bis zum riesigen Sporn, mit geschlossenen Visiren, der Handschuh an den Speer gelegt oder auf das hohe Schwert. An den Wänden hängen die Waffen jener Zeiten in ihren abenteuerlichen Gestalten, die Flamberge, die mit beiden Fäusten zu führen, die gestirnten Streitkolben, die Aerte, die so zugig in der Hand liegen. Auch an der Thüre, die laut der lustigen Reime, die darüber stehen, zur „edlen Leibsalbe“ hinunterführt, wird der Freund voller Humpen nicht ohne Empfindung vorübergehen.

Aus der Waffenhalle steigen wir über die Wendeltreppe hinauf in die bunten Gemächer. Da das ganze weite Schloß ein Bilderfaal des deutschen Volkes sein soll, so zeigen alle Wände seine Mähren und Geschichten, sein Trachten und sein Dichten von den grauen Jahrhunderten der Völkertwanderung herab bis zum Beginn der neuern Zeit. Hier ist der Saal vom Schwanenritter, der zu Rintwegen für die Herzogin von Bouillon gekämpft, und in einem andern Gaden sehen wir die Helden der Wilkinna-Sage. Auch die alte Geschichte von der schönen Bertha, die den großen Karl gebar auf der Reismühle im Würmthale, ist geschildert, und der junge Longobardenkönig, wie er seine Streitart in die Eiche schleudert, um zu zeigen, welche Liebe Autharis führe. Dann sehen wir im Gemach der Hohenstaufen die Deutschen im Morgenland auf dem großen Schlachtfeld von Iconium und in dem Saal der Schyren die Bayern nach dem Sieg bei Ampfing. In diesem sind uns auch

noch andere anziehende Begebenheiten dargestellt: so das Turnier zu Landsbut bei der Hochzeit Herzog Jörgs mit Fräulein Hedwig, des Königs von Polen Tochter, wo der junge Herzog Christoph von München den dicken, prahlenden Wojwoden von Lublin aus dem Sattel zu todt warf; so auch die lustige Geschichte, wie Herzog Ludwig von Bayern Ludmillen, der schalkhaften Gräfin von Bogen, die Ehe gelobte, wähnend, es seien die Zeugen nur drei gemalte Ritter an der Wand, während drei lebendige aus der Tapete hervortraten: oder wie sich Kaiser Ludwig mit dem schönen Friedrich versöhnt. Ferner ist den Thaten der verwandten Welfen ein Gemach gewidmet, und da erscheint Heinrich, der Leu, wie er München, das Dorf, zur Stadt erhebt, und wie er vom Sultan von Rum festlich empfangen wird.

In einem Erkerstübchen sind dann wieder Ereignisse abgemalt, die sich auf dem schmalen Lechrain, zu Füßen, in der Stadt, oder auf der Burg zu Hohenschwangau selbst zugetragen haben. Da sehen wir Conradin von Schwaben, den bald enthaupteten Erben der Kronen von Neapolis und Sicilien, von seiner bangen Mutter Abschied nehmen unter der Burg von Schwangau — eine wehmüthige Erinnerung. Auch Kaiser Lothar, den Sachsen, erblicken wir sterbend zu Breitentwang bei Reute auf dem Rückwege aus Welschland; Herzog Heinrich der Stolze, der Welf, steht am Todtenbette und nimmt die Krone des Reichs zu Handen. Mit frohern Augen betrachten wir den Minnesänger Hilpolt von Schwangau, dichtend im schattigen Hain, oder den Doktor Martin Luther, den der Herr von Langenmantel von Augsburg schützend in diese Mauern geleitet, was mir aber immer noch nicht ganz sicher scheint. Noch

sind zwei Säle da, deren einer das Leben der adeligen Frauen im Mittelalter schildert, der andere den Erdengang der ritterlichen Mannen. Dort ist in schönen Bildern, durch angenehme Sinnsprüche ausgelegt, zu schauen, wie das Edelräulein in kindlicher Blüthe aufsproßt und liebt und in Mutterfreuden lebt; hier aber ist uns des Ritters Laufbahn aufgethan, wie er als Junker den Rappen tummeln lernt, die erste Waffengewache hält, den Ritterschlag und nach dem Turniere den Dank empfängt und auf der Falkenjagd sich erlustigt; dann wie er liebt und vom liebenden Gemahle Abschied nimmt, im Morgenlande seines Helmes Büsche wehen läßt und endlich heimatsehnsuchtsvoll und wiedersehensfroh sein angestammtes Schloß betritt und Weib und Sohn in hohen Freuden umarmt. In solchen schönen Bildern dargestellt gefällt uns selbst das Ritterleben und wir unterdrücken vorübergehend die Bedenken, die uns aus vergilbten Documenten und alten Geschichten gegen die Zeit des Faustrechts aufgestanden sind.

Aber auch der Orient hat in Hohenschwangau sein Prunkgemach erhalten, und zwar das Türkenzimmer, das die Erinnerungen an die Reise des Burgherrn nach Konstantinopel aufbewahrt. Der Sultan hat selbst einen Theil der Ausschmückung übernommen und kostbares Gewebe verehrt aus seinen Reichen. Dazu kommt eine Zierde, die der Koran jenem versagte, nämlich außer den Landschaftsbildern aus der Levante auch noch andere Darstellungen aus dem Gang der Reise, die um der angebrachten Porträte willen gar angenehm sind, wie zum Beispiel der Besuch des Burgherrn bei dem Padischah zu Konstantinopel.

In feierlicher Audienz sehen wir gegenüber dem

jugendlichen Königssohn aus dem Abendlande mit seinen Rittern den hochseligen Sultan Mahmud Chan in seiner neuen Tracht von eigener Invention, das rothe Fes auf dem Haupte, den violetten Mantelkragen über dem Rücken, in Ueberrock und Hosen, beide dunkelblau und schmucklos. Was sieht der Mann bescheiden aus, wie er so dasteht und die Franken freundlich grüßt, scheinbar recht froh, daß sie ihm die Ehre schenken, dem Sohn des siegreichen Sultan Abdul Hamid, dem Nachfolger des Propheten, dem Herrn von Meffa, Medina und Kuds, dem Padischah der drei ungeheuern Städte Istanbol, Edreneh und Brussa! Hinter ihm und andertwärts im Saale sind seine Würdenträger, ein drolliges Corps, wenn es so aussieht, wie hier. Zuvörderst steht Chosrew-Bascha, auch in blauer Uniform, mit einem niederträchtigen alten Trüdeljudengesicht, dabei kurz und dick, eine Figur, widerlich zum Uebermaß, die man aber doch immer wieder ansehen muß, weil sie gar so schnurrig ist.

Nun sind noch zwei Badegemächer da, eines im Erdgeschosse des einen Eckthurms, mit gar feinen Malereien: Meerfrauen im Wasser und Elfen, die in den Lüften daherschweben. Das andere Bad ist in den Felsen gehauen, gerade unter der Burg. Wir treten aus dem Garten durch eine hohe Glasthüre in die glatte Grotte und schauern überrascht zusammen, wenn sich die Pforte wieder schließt. Da stehen wir in unterirdischer, rosigter Dämmerung, denn durch die rothen Scheiben fällt das Licht magisch gebrochen herein, wie die letzte Glut eines Sommerabends, und auch draußen ist Alles mit seltsamen, zaubervollen Farben übergossen; die Lämmertwolken hängen am Himmel wie zerpfückte Rosenblätter, der blaue Aether und die grünen Berge

spielen in einander violett und purpurroth, die Lilien im Garten erglühen in sanftem Feuer und die Schmetterlinge flattern darauf herum wie fliegende Karfunkel. Dann ist auch ein Fenster gerade über unsern Häuptern in die Wölbung des Felsens gebrochen, durch das wir mitten in den Himmel hinauffehen, an dem die Sonne hängt, so daß Alles rosenroth flimmert und flammt, und in den rosenrothen Feuernebel steigt senkrecht über uns, Stockwerk auf Stockwerk, schwindelnd hoch und wie aus Gold gegossen, die Burg von Hohenschwangau empor.

Wenn wir nun herauskommen aus den Mauern, so sind wieder die Alpen da, die blauen Seen und die dunkeln Wälder, und sprechen freundlich zu uns und winken. Da kommt's nun darauf an, wollt ihr auf den Alpsee schiffen gehen, oder über den Schwanstelz nach Füßen in Sanct Magni Kloster und zum brausenden Lechfall, oder nach Weißensee an seinen stillen Wassern, oder nach Meute und Breitenwang im fröhlichen Lechthal, oder nach dem Ammerwald, von wo ihr an den Plansee hinabkommt und zum Stuibenfall? Das mögt ihr einrichten nach Lust und Gelegenheit, aber auf die Jugend, zum Böllatfalle und auf die alte Burg muß ein Jeder.

Ein schmaler Steig führt bald ins feuchte Tannendunkel und kriecht dann schattig aufwärts, bald mit gefallenem Laube gepflastert, bald mit niedlichen Knütteln eingelegt und gestaffelt. Nach halbstündigem Steigen kömmt man zur „Jugend.“ Jugend heißt hier eine Bank, welche hoch oben über steilem Abgrunde steht am äußersten Rand. Da setzt man sich hin, die süßen Schauer des Waldes hinter sich und alle Freuden eines weiten Umblicks über Land und Wasser vor sich. Unten

von der Tiefe herauf ragt das Schloß aus seinem Wald-
 dickicht, auf einer Seite der Schwansee, halb in der
 Ebene, halb im Gebirge; auf der Gegenseite der Aapsee
 in seinem Felsenzwinger, schauerlich schön und düster
 lieblich. Am See hinunter, der nicht aufhört zu blitzen
 und zu glitzern, so lange man ihn sieht, liegt die Ebene,
 weithin flach. Helle Straßen laufen durch, wie gelbe
 Schnüre auf dem grünen Jagdkleid der Erde, über das
 der Strom ein silbernes Wehrgehänge zieht. In der
 Ferne stehen halbgelichtete Wälder auf niedern Hügeln,
 weiße Kirchen glänzen herauf und rothe Dächer, auch
 noch ein paar Seen. Das ist recht gut, aber es ist
 viel schöner, in die Alpen hineinzuschauen, in den
 langen, hohen Kranz, wo die Berge so wild und stür-
 misch durcheinander geworfen sind, als hätten sie erst
 aufgehört zu fluten und zu wogen. Die Hügel der
 Ebene, so sanft und grün sie sind, kommen nicht
 auf gegen diese Löwen, die mit ausgereckten Gliedern
 übereinander her lagern, stark und stolz, in finsterner
 Majestät.

Von der Jugend geht es wieder abwärts durch den
 Wald in eine jähe Schlucht. Allmählig hört man ein
 Tosen durch die Bäume, und dann sieht man weiße
 Wassergüsse in dunkler Felsenenge, und zuletzt steht man
 vor dem Böllatfalle. Hier steigen ungeheure Wände,
 schwarz und roth, unerklimmbar in die Höhe. Auf den
 höchsten Zinnen wehen die Tannen im Sonnenschein,
 an den schattigen Platten herunter kriecht das Moos,
 aus den Ritzen des Gesteins sprießen junge Fichten,
 aus dem Moose wachsen Glockenblumen, die die Köpf-
 chen neugierig herunterbiegen in den tobenden Schlund,
 und mitten durch stürzt donnernd, in einem Falle von

oben bis unten, die Böllat. Unten sammeln sich die Wasser in runder Felsenschale, spritzen in weißem Schaume auf und schlagen hellgrüne Wellen. Wer da am Rande steht und rückwärts schaut, der sieht nur noch die steinernen Wände, die sich hinter ihm aufgezogen haben, und nichts mehr von der weiten Welt, und steht allein, wie verloren und versunken im tiefen Schacht, allein mit dem tosenden Fall, zwischen den schauerlichen Felsen. Oben am schmalen Himmel ziehen die weißen Sommerwolken, die Fichten rauschen, die Blumen klingeln, der Sturz donnert, die Schale siedet, Alles regt, Alles bewegt sich, ja der Herzkessel dreht sich. Nur ein bißchen Nicken, ein wenig Träumen, und da sind die alten Elfen wieder, jugendlich und herrlich, mit den goldgelben Haaren und den weißen Leibern, spielend und tändelnd im grünen Born. Lebt wohl, ihr weißen Wolken, ihr rothen Felsen, ihr dunkeln Tannen, ihr blauen Blumen! das Wasser rauscht, der Traumchor singt, die Quellmaid winkt, er fühlt den weichen Arm an seinem Nacken, den feuchten Busen an seiner Brust — „halb zieht sie ihn, halb sinkt er hin — es ist um ihn geschehen.“

Nicht weit von dem Böllatfalle, auf ragender Höhe, stehen die Trümmer der alten Burg von Schwangau: zwei dachlose, verfallene Vierecke, die wohl ehemals zusammenhingen. In den ritterlichen Stuben wachsen jetzt die Buchen und statt der Tapeten kriecht Epheu und anderes Schlingkraut an dem Gemäuer herum. Den Boden deckt hoher Schutt, durch die leeren Fenster sieht man hinaus in das ferne Land, auf Burgen, die nun auch verfallen sind, auf Falkenstein, Freiberg und Eisenberg. Unten liegen die grünen Auen des Lechrains und

seine Dörfer weit umher zerstreut. Einwärts aber, gegen die Berge zu, klappt die Schlucht der Böllat; noch einmal erscheint der Fall und sein Brausen tönt herüber. Ueber dem Sturze steigt der kahle Seiling in die Höhe. Zu oberst auf seinem grauen Haupt liegt eine kleine, grüne Weide; da tummeln sich die Gamsen, das Wild des Berggeists. — —
